Martin Moll

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Tuvalu

vom 31. Januar bis 10. März 2011

Umgeben vom Ozean – Klimawandel und Globalisierung in Tuvalu

Von Martin Moll

Tuvalu, vom 31. Januar bis 10. März 2011

Inhalt

1. Zur Person 376

2. Knapp an der Katastrophe vorbei 377

3. Vier Meter über dem Meer – Das Leben auf der Insel 379

4. Atlantis in der Südsee – Die Illusion vom Untergang 381

5. Sicher in Gottes Hand – Die Kirche von Tuvalu 385

6. Krebse lieben Gurken – Gemüseanbau auf hartem Boden 387

7. Der Ozean als Nahrungsquelle 390

8. Die Bedeutung der Kokosnuss 392

9. Streit um die Kokosnuss –
Deutsche Plantage in Tuvalu 1865 bis 1890 394

10. Im Island Supermarket 395

11. Vaitupu - Die Insel der Jugend 397

12. Lernen für ein besseres Leben 398

12. „Wirtschaft.tv“ – Entwicklungshilfe, Internet und Sexhotlines 403

14. Die Seemänner von Amatuku 405

15. Gelassen trotz vieler Probleme 409

1. Zur Person

Schon als kleiner Junge stand Martin Moll vor der riesigen Weltkarte im Haus seines Großvaters. Sein Zeigefinger tippte auf die kleinen Fähnchen, fasziniert lauschte der 1979 in Jülich geborene Blondschopf den Erzählungen über Brasilien und Russland, über Wattenmeer und Antarktis. Die Reiselust war geweckt, mit Eltern und Schwester erkundete er Frankreich, Italien und die USA. Nach dem Abitur und einem Jahr als Hausmeister stand für ihn fest, das Rheinland für einige Zeit zu verlassen. Im thüringischen Erfurt studierte er amerikanische Literatur, Geschichte und Kommunikationswissenschaft, verließ die Stadt aber zwischenzeitlich, um in Wisconsin das College-Leben kennenzulernen. In Tokio und Seoul nahm er an Seminaren teil, sprach über Recycling in Deutschland und die Wirkung von Bildern in der Kriegsberichterstattung. Für seine Masterarbeit recherchierte er an der University of California in Berkeley zur Beat Generation und wandelte in San Francisco und Los Angeles auf den Spuren von Jack Kerouac, Allen Ginsberg und Charles Bukowski.

Als er nach dem Universitätsabschluss ein Volontariat der Journalistenschule Ruhr in Aussicht hatte, griff er zu und wählte als Ausbildungsbetrieb die Thüringische Landeszeitung (TLZ). Seitdem schreibt er über Kulturereignisse und Gesellschaftsthemen und hat in Thüringen neben dem Rheinland ein zweites Zuhause gefunden. 2009 begleitete er eine Delegation um den Erfurter Oberbürgermeister nach Mali und berichtete täglich aus Westafrika. Im Rahmen der Weltklimakonferenz in Kopenhagen hörte er vom untergehenden Inselparadies Tuvalu und stand plötzlich wieder suchend vor der Landkarte. Als er den Mikrostaat zwischen Kiribati und Vanuatu entdeckt hatte, bewarb er sich bei der Heinz-Kühn-Stiftung. Er ist ihr sehr dankbar, mit dem Stipendium die Möglichkeit erhalten zu haben, in Tuvalu zu recherchieren und zu erleben, wie die Inselbewohner mit den Problemen des 21. Jahrhunderts umgehen.

E lauhilia e, e lauhilia e,
Kau lagaia, kau lagaia
E tu le lauo. Hahi! Hahi!

„Teilt das Netz, teilt das Netz. Zieht den Fisch an die Oberfläche.
Der Fischschwarm ist oben. Hahi! Hahi!“
(Lied vom Nanumaga-Atoll)

2. Knapp an der Katastrophe vorbei

Tuvalu singt – so laut wie schon lange nicht mehr. Schlaflos war die Nacht für viele, doch jetzt stehen die Schüler in grün-weißen Uniformen auf dem Hof, strecken die Brust vor und preisen den Herrn. Lehrer und Nachbarn stimmen ein.

Wenige Stunden zuvor, um vier Uhr früh am 12. März 2011: Die Gefahr ist gebannt. Der Tsunami hat den winzigen Inselstaat im Pazifischen Ozean verschont, die Nationalhymne dröhnt aus dem Radio, die 11.000 Bewohner des Landes legen sich übermüdet auf die Palmenmatten. Stundenlang mussten sie in Alarmbereitschaft ausharren, als die Meldung des folgenschweren Erdbebens vor der japanischen Küste die Runde machte.

Es ist kurz vor Mitternacht Ortszeit – elf Stunden vor Mitteleuropäischer Zeit – als das Polizeiauto der Hauptinsel Funafuti durch die Straßen fährt, um die Bevölkerung zu warnen: In der Nacht könnte ein Tsunami die Inseln und Atolle treffen. Per Satellitentelefon wird versucht, Angehörige auf den kleineren Inseln aus dem Schlaf zu schrecken. Sichere Orte gibt es im Land kaum – an keiner Stelle ragen die Inseln mehr als 4,5 Meter aus dem Meer, schon eine niedrige Welle reicht aus, um viele der Häuser und Hütten wegzuspülen, von denen kaum eine mehr als hundert Meter entfernt vom Meer steht.

Viele Bewohner des mit knapp 5.000 Menschen bevölkerungsreichsten Atolls, Funafuti, nehmen ihre wichtigsten Habseligkeiten unter den Arm, schwingen sich auf Mopeds und eilen zum Regierungsgebäude und zum Krankenhaus; es sind die beiden einzigen mehrgeschossigen Gebäude Tuvalus, die einer gewaltigen Flutwelle standhalten könnten. Andere rennen zu den Schulen und Kirchen, die ebenfalls Schutz versprechen. Sonia Toematagi sitzt auf der Veranda und nutzt die immer langsamer werdende Internetverbindung, um Freunde und Verwandte im Ausland zu informieren. „Macht Euch keine Sorgen, es tut gut zu wissen, dass jemand in der Ferne bei uns ist.“

Die Gefahr eines Tsunamis haben die Tuvaluer stets vor Augen, das Meteorologische Institut des viertkleinsten Staates der Erde erhält ständig Daten aus Hawaii, um die Bevölkerung im Notfall zumindest rechtzeitig informieren zu können. Spontane Evakuierungsmaßnahmen sind nicht möglich; das kleine Propellerflugzeug der Fluggesellschaft Air Pacific, das Tuvalu zweimal pro Woche von den Fidschiinseln anfliegt, ist den Rest der Woche auf anderen Routen unterwegs. Dennoch reagieren die Menschen erstaunlich gelassen auf die Naturgewalten, mit Gottvertrauen und Humor. „Wenn die Welle wirklich kommt und kein Platz mehr in den hohen Häusern ist, bleiben nur die Palmen zum festzuhalten“, sagt ein Meteorologe und lacht. „Das ist das Einzige, das dann noch helfen könnte.“

Wirbelstürme und Tsunamis seien die größten Bedrohungen für die Menschen in Tuvalu, sagt Tauala Katea, wissenschaftlicher Leiter des Meteorologischen Instituts in einem Gespräch zwei Wochen vor dem schweren Erdbeben in Japan. An den Zyklon „Bebe“ im Jahr 1972 erinnert er sich gut. Keiner der Menschen, die damals die Atolle bewohnten, hatte solch einen Sturm zuvor erlebt. Als er über die Inseln fegte, riss er Bäume aus dem Boden und schleuderte Boote an Land, Häuser brachen auseinander und flogen davon. Selbst die Tuvaluer, die nach diesem Sturm geboren wurden, werden fast täglich mit ihm konfrontiert: Direkt vor der Küste rostet ein Fischkutter in der Lagune vor sich hin. „Bebe“ stieß das massive, etwa 50 Meter lange Schiff einfach um wie ein Papierboot. Seine Überreste ragen aus dem Wasser wie ein Symbol für die Kraft der Naturgewalten. Wie durch ein Wunder seien damals nur fünf Menschen ums Leben gekommen, erzählen die Tuvaluer.

„In den vergangenen 39 Jahren bestand keine große Gefahr mehr durch einen Wirbelsturm“, sagt Tauala. „Aber seit einigen Jahren stellen wir einen Anstieg der Zyklone fest. Auch die Sturmstärke wächst immer mehr.“ Viele der Stürme im Südpazifik entstehen nahe Tuvalu, ziehen dann aber Richtung Südosten oder Südwesten davon. Wie derjenige, der Anfang Februar 2011 auf die Ostküste Australiens traf. Verantwortlich für die Zunahme ist nach Ansicht der Wetterkundler unter anderem der leichte Anstieg der Jahresdurchschnittstemperaturen sowie der Anstieg der Meeresoberflächentemperatur – ein Phänomen, wie es in der Region um Tuvalu seit einigen Jahrzehnten zu beobachten ist und von dem auch die Fischer erzählen, die über schwindende Fischpopulationen klagen.

Hohe Wellenfronten, wie bei der Tsunami-Katastrophe 2004 im Indischen Ozean oder 2009 in der Region der benachbarten Samoainseln, seien hingegen nicht zu erwarten, sagt der Meteorologe: „Aufgrund der geologischen Beschaffenheit der Atolle ist es kaum möglich, dass eine so hohe Welle die Inseln erreicht.“ Sicherheit verspricht dies nicht. „Denn selbst bei einer Höhe von nur ein oder zwei Metern wären die Wassermassen stark genug, alles auf den Inseln wegzuspülen“, sagt Tauala Katea. Die wenigen im Boden verankerten Gebäude würden einem solchen Tsunami wahrscheinlich standhalten, schätzt er, doch alle Menschen müssten eben rechtzeitig informiert werden, um zu diesen Zufluchtsorten zu gehen.

Am meisten sorgt sich der Wissenschaftler, der mit seinen Kollegen in einem engen Bungalow zwischen Ozean und Landebahn – dem Hauptorientierungspunkt Funafutis – arbeitet, um die Bewohner der äußeren Inseln. Im Falle eines Tsunamis könnten sie sich lediglich an dem Punkt der Inseln versammeln, der am weitesten vom Meer entfernt ist. Zuversichtlich klingen seine Worte nicht. „Das schlimmste Szenario wäre, wenn eine Welle in der Nacht anrollt, die nicht schon am Tag erkannt wurde. Dann könnten wir

die Hälfte der Bewohner unseres Landes nicht einmal warnen“, sagt Tauala. Denn meist ruhen nachts mit Satellitentelefon und Radio die einzigen Möglichkeiten, die Inselbewohner auf die Schnelle zu erreichen.

3. Vier Meter über dem Meer – Das Leben auf der Insel

Angst und Schrecken kennt Teuini Malosi nicht. „Das Leben auf einer so winzigen Insel ist eben ganz anders“, sagt der gut gelaunte Seemann, der am Flughafen viele Freunde mit kräftigem Händedruck begrüßt. Monatelang war er auf See, dann stieg er in Fidschi ins Propellerflugzeug nach Tuvalu, um einige Zeit in der Heimat zu verbringen. „Es gibt viel zu tun, Häuser bauen, Verwandte besuchen, hier und da aushelfen“, sagt Teuini und macht sich auf den Weg. Bevor er um die Ecke biegt, ruft er noch: „Wenn Du mich suchst, frag einfach nach Malosi. Wir kennen uns hier alle.“

Jeder kennt jeden – auf viele Hauptstädte mag dieses Phänomen nicht zutreffen. In Tuvalu liegt es sehr nahe an der Wahrheit. Knapp 5.000 Menschen leben in Funafuti, der Hauptstadt des winzigen Inselstaates im Pazifischen Ozean. Etwa 90 Prozent von ihnen teilen sich eine Fläche von etwa 200 Meter Breite und 1.000 Meter Länge, direkt neben der einzigen Flugpiste des Landes. Wenige Schritte Richtung Westen liegt die Lagune. Umschlossen von 33 Inseln schimmert das fast bewegungslose Wasser türkis in der Sonne, darüber ein knackiges Himmelblau, bisweilen betupft mit weißen Wölkchen oder einer dunklen Regenwolke, die nie länger als eine Stunde über dem Atoll schwebt. An der Ostküste hingegen ist das Wasser in Bewegung. Hier schlagen die Wellen des tiefblauen offenen Ozeans meist sanft gegen das Ufer; kommen Flut und Wind gemeinsam, schwappt das Wasser bis zu den ersten Häusern und Hütten.

Schutz vor dem Meer gewährt die schmale Landmasse der größten Insel Funafutis nicht: Der höchste Punkt des ganzen Landes liegt viereinhalb Meter über dem Meer. Wer die zwölf Kilometer lange Straße Funafutis mit dem beliebtesten Verkehrsmittel, dem Motorroller, entlang fährt, erblickt oft zu beiden Seiten den Ozean – und wer jemanden sucht, braucht nie lange, um ihn zu finden.

Und so kennt eben jeder Bill Malosi. Ebenso wie Taafaki Semu, den bärtigen Kioskbesitzer und Schiffsspediteur; oder Eti Esela, der Seemänner auf deutschen Frachtschiffen unterbringt und abends von seinen Abenteuern in Rio de Janeiro und St. Pauli berichtet; oder Amelia Holowaty Krales, die ein Jahr lang auf der Insel fotografiert statt wie sonst in New York City; oder Tupou Numela, den Pastor, der sich tagsüber um seine Gemeinde kümmert und abends Zigaretten und Limonade verkauft.

Trotz der hohen Bevölkerungsdichte und der Unmöglichkeit von Privatsphäre übt die Hauptstadt Funafuti, oder genauer gesagt die Teil-Insel Fongafale, einen großen Reiz auf die Tuvaluer aus, die auf den anderen Atollen zu Hause sind. Etwa die Hälfte der Bevölkerung von insgesamt etwa 11.000 Menschen lebt verstreut auf den anderen acht Atollen und Inseln, was jeweils zwischen 500 und 800 Einwohner pro Insel bedeutet. Zwischen Nanumea im Nordosten und Niulakita im Südwesten liegen 675 Kilometer Ozean. Insgesamt erstreckt sich das Meer um die Inseln Tuvalus auf 757.000 Quadratkilometer. Doch mit einer Landfläche von insgesamt nur 26 Quadratkilometern gilt Tuvalu als das viertkleinste Land der Welt, nach dem Vatikanstaat, Monaco und dem mikronesischen Inselstaat Nauru.

Aufgrund der topographischen Bedingungen ist folglich das Schiff die einzige Transportmöglichkeit des Landes. Zwar bauten US-amerikanische Truppen während des Zweiten Weltkriegs nicht nur eine Landebahn in Funafuti, sondern auch provisorische Pisten auf Nukufetau und Nanumea, doch sind diese in den vergangenen 65 Jahren zugewachsen und kaum noch zu erkennen. Wer auf die äußeren Inseln, wie die anderen Atolle in der Hauptstadt genannt werden, reisen möchte, muss vor allem zwei Dinge mitbringen: Geduld und Vertrauen: Die Fahrt auf der 23 Jahre alten, rostigen „Nivaga II“ dauert von Nanumea bis Funafuti etwa 30 Stunden.

Im Zweiwochentakt nimmt die „Nivaga II“ ebenso wie ihr Schwesterschiff „Manu Folau“ Kurs auf eine von drei Inselgruppen. So wird jedes Atoll im Normalfall einmal im Monat angefahren. Doch Ausnahmen gibt es genug: Muss ein Schiff repariert werden, ist dies oft nur in Fidschis Hauptstadt Suva möglich; gibt es einen Notfall oder einen Eiltransport, gerät der Fahrplan um einige Tage oder gar Wochen durcheinander. Die Tuvaluer sind es gewöhnt, Aufregung oder gar Ärger darüber gibt es kaum.

Bis zu 250 Passagiere und Seemänner gehen am Tag der Abreise an Bord. An den Beinen zusammengebundene Schweine werden ebenso aufs Schiff geschleppt wie Kisten mit Hühnern. Ein Kran wuchtet Motorroller, hunderte Dieselfässer und Plastikcontainer gefüllt mit Reis und Zement in den Frachtraum im Bug des Schiffes. Die Passagiere, die meisten von ihnen Familien auf dem Weg zu Hochzeiten oder Beerdigungen, tragen Matratzen aus Palmenblättern aufs Deck und machen es sich auf dem harten Holzboden gemütlich. Kreuz und quer liegen sie eine Stunde später, als das Schiff die einzige Landestelle Tuvalus verlässt, an der ein Schiff dieser Größe anlegen kann. Kartenspiele werden ausgepackt, Fische und Kekse dienen als Proviant. Hier und da kreist eine Flasche Rum. Als die „Nivaga II“ die Lagune verlässt, schaukelt der offene Ozean das Schiff plötzlich durch, kleine Kinder übergeben sich an der Reling, junge Mütter stillen ihre Babys, Väter knacken Kokosnüsse und reichen sie als frisches Ge-

tränk. Bis zur Ankunft in Niutao 22 Stunden später, bestimmt der Wellengang den Lebensrhythmus. Kein anderes Schiff kreuzt den Weg, kein Land am Horizont, überall nur Meer.

Ebenso groß wie die Freude über das Wiedersehen mit Freunden und Verwandten ist auf den äußeren Inseln die Erleichterung darüber, endlich wieder Diesel zu haben. Seit Tagen war der Kraftstoff in Niutao verbraucht, Generatoren konnten nicht betrieben, Lebensmittel nicht gekühlt werden. Doch außer dem Besitzer des kleinen Supermarktes störte dies nicht viele – auf den äußeren Inseln Tuvalus ist der Bedarf an importierten Gütern weit geringer als in Funafuti. Trotzdem zieht es viele der Bewohner Nukufetaus, Nuitaos oder Nukulaelaes in die Hauptstadt, die Arbeit und Geld verspricht. Wer einmal in den Genuss von Kapital gekommen ist, um aus Fidschi einen Fernseher mit DVD-Spieler, einen Kühlschrank oder einen Laptop mitzubringen, der möchte sein Einkommen nicht missen.

4. Atlantis in der Südsee – Die Illusion vom Untergang

Egal ob in der Hauptstadt oder in der 500-Seelen-Inselgemeinde – die Umwelteinflüsse und die damit einhergehenden Schwierigkeiten hinsichtlich des traditionellen Lebensstils der Selbst- oder besser gesagt Gemeinschaftsversorgung, sind überall spürbar. Glaubt man der Regierung, kommt die größte Bedrohung für Tuvalu langsam, Millimeter für Millimeter, von allen Seiten: der Anstieg des Meeresspiegels. Und so geistert die Vorstellung vom sinkenden Südseeparadies herum; zur UN-Weltklimakonferenz in Kopenhagen 2009 war dies das dominierende Bild Tuvalus in europäischen Medien.

„Es ist nicht leicht für einen Mann, das zuzugeben“, sagte der tuvaluische Delegierte Ian Fry damals in Dänemark, „aber heute Morgen wachte ich weinend auf“. Es sei ihm bewusst geworden, wie sehr das Schicksal seiner Heimat von der Klimakonferenz abhänge. Plötzlich war der Mikrostaat Tuvalu in den Schlagzeilen der Weltpresse. Eine im Meer versinkende Insel – ein anschaulicheres Symbol, die Folgen des Klimawandels darzustellen, hätte selbst ein Künstler nicht erschaffen können.

Existieren die unmittelbaren Folgen des Klimawandels für die Einwohner der meisten Länder in erster Linie bisher lediglich auf dem Papier, rückt der Pazifik den Einwohnern Tuvalus im wahrsten Sinne des Wortes auf den Leib. Regelmäßige Überschwemmungen, zurückbleibende Pfützen und Schlamm, Erosion von Stränden sowie Sturmschäden nehmen den Inselbewohnern immer mehr von ihrem Lebensraum. Schon 1989 warnte der britische Forscher James Lewis in der Fachzeitschrift „The Environmentalist“ vor den Folgen

des Meeresanstieges für Tuvalu; im Zusammenhang mit der Klimakonferenz 2009 gelangte der kleine Staat auch in die Massenmedien, die Landesvertreter appellierten von den Titelseiten auflagenstarker Zeitungen ans globale Gewissen. Alle Kameras waren auf den damaligen Regierungschef Apisai Ielemia gerichtet: „Wir wollen nicht von dieser Erde verschwinden, könnt ihr das nicht verstehen? Wir wollen überleben", lautete sein abschließender Mahnruf an die Industriestaaten, verbunden mit dem Wunsch nach einem zukunftsweisenden und verpflichtenden Klimaschutzabkommen.

Genützt hat es nichts: Statt der erhofften völkerrechtlich verbindlichen Verträge zwischen den teilnehmenden Ländern stand am Ende der zwölftägigen Tagung eine Abschlusserklärung, die zwar zur Kenntnis genommen, nicht aber verabschiedet wurde. Das Ergebnis der Konferenz sei weit entfernt von dem, was viele Länder zum Überleben benötigen, sagte Gilliane Le Gallic von der Non-Profit-Organisation Alofa Tuvalu der LA Times. „Tuvalu wird versinken, und die Bevölkerung hat keinen Ort, an den sie gehen kann." Enttäuscht trat Regierungschef Apisai Ielemia die Rückreise nach Tuvalu an: „Die wirklichen Opfer des Klimawandels wurden nicht gehört."

Wissenschaftler rechnen damit, dass die Inseln noch im Laufe dieses Jahrhunderts unbewohnbar werden. In einigen Studien ist die Rede von etwa 70 Jahren. Etwa 12.000 Tuvaluer würden dann ihr Heimatland verlieren, das Meer werde über die Atolle schwappen und die Dörfer Alapi, Fakaifou und Vaiaku überfluten – so ist von Politikern bei internationalen Konferenzen oft zu hören. Doch wer genauer hinschaut, bemerkt: Das Bild der untergehenden Insel stimmt so nicht ganz.

„Tuvalu sinkt nicht. Das Gegenteil ist der Fall, an manchen Stellen wachsen die Atolle sogar", sagen Experten, denen an präzisen Aussagen im Umgang mit dem Klimawandel gelegen ist. Doch dass dieser auf andere Weise die Inselwelt gefährdet, bezweifeln sie nicht. Was ist an der Aussage dran, die Saufatu Sopoanga, 2003 Tuvalus Premierminister, vor sieben Jahren bei der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York ins Mikrofon sprach? – „Die Bedrohung ist real und ernst; sie ist nicht anders als eine langsame und hinterlistige Form des Terrorismus gegen uns."

Wer in ein Motorboot steigt und durch die Lagune Funafutis fährt, vorbei an fliegenden Fischen und dicht unter der Wasseroberfläche schwimmenden Teufelsrochen, erblickt nach einer knappen Stunde Palmen, die aus dem Meer zu wachsen scheinen. Erst kurz darauf wird der Boden sichtbar, auf dem sie stehen. Die Inselchen tragen Namen wie Fualopa, Fuafato und Tepuka Savilivili und gehören zur Funafuti Conservation Area, einem 33 Quadratkilometer großen Naturschutzgebiet aus Land und Wasser, in dem Jagen und Fischen verboten ist. Dort, wo keine menschlichen Siedlungen existieren, fällt der Blick ungehindert auf das Problem der Erosion, die Abtragung

der Küste durch die Meeresbrandung. Die Wurzeln der Palmen in Ufernähe liegen frei, der einstige Halt ist weggespült. Verschwindet zu viel Landmasse, fallen die Palmen um. Breite Sandstrände sind kaum vorhanden; vor einigen Jahren hat es diese laut Berichten der Einheimischen noch gegeben. Ähnliches ist auf der Hauptstadtinsel zu sehen, wo die Breite des Strandes oft nur wenige Meter beträgt.

Dass dies jedoch kein Hinweis auf einen Anstieg des Meeres sein muss, und dass es schon gar kein Anzeichen für einen drohenden Untergang ist, zeigen die Ergebnisse einer Studie der South Pacific Applied Geoscience Commission (SOPAC) aus dem Jahr 2006. Geowissenschaftler Arthur Webb untersuchte mit seinem Team Veränderungen an den Küstenlinien verschiedener Inseln Tuvalus. Dazu verglichen sie Luft- und Satellitenbilder von 1941, 1943, 1984 und 2003. Ein Ergebnis lautet: Es wurden keine Beweise dafür gefunden, dass die Lagune Funafutis zwischen 1984 und 2003 stärker von Erosion betroffen war als in den Jahrzehnten zuvor. Vielmehr zeigte sich, dass Teile der Inseln sogar an Landmasse gewonnen hatten, während sie an anderen Stellen schmaler wurden. Erosion stelle genau wie das Wachstum der Korallen einen natürlichen Vorgang dar, den es schon immer, seit der Entstehung der Atolle, gegeben habe.

Dennoch mindern diese Erkenntnisse nicht die Sorge, dass einige der Inseln irgendwann nicht mehr bewohnbar seien, stellt auch Webb fest. So sagte er im Jahr 2010: „Auch wenn sich die Küsten der Atolle dem Anstieg des Meeres offenbar anpassen, weiß man nicht, wie lange dieser Trend anhält. Es gibt weitere Folgen des Klimawandels, die diesen Entwicklungsprozess stören können, etwa der Anstieg der Wasseroberflächentemperatur, die Versauerung der Meere, die Beschleunigung des Meeresanstiegs oder mögliche Änderungen in der Häufigkeit und Stärke von Stürmen.“ Jeder dieser Faktoren oder deren Kombination könne die Situation ändern und die Erosion an den Küsten verstärken. Nicht zuletzt trage der Mensch dazu bei, indem er in die natürlichen Vorgänge eingreife.

In Funafuti sind einige dieser folgenreichen Veränderungen an den natürlichen Gegebenheiten gut zu erkennen. Das auffälligste und hässlichste Beispiel haben manche Familien direkt vor der Haustür: die sogenannten „borrow pits“, riesige Gruben, die einst geschaufelt, aber nie wieder gefüllt wurden. In ihnen vermischt sich seitdem Brackwasser mit Müll und Schweinemist. Sie nehmen einen nicht unwesentlichen Teil der Hauptstadtfläche ein, machen die Orte unbesiedelbar, wirken als Brutstätten für Krankheitserreger und stören die in der Umgebung wachsenden Pflanzen. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es diese Gruben nicht; doch dann kamen US-amerikanische Truppen und beschlossen, auf den breitesten Teil der Insel eine Flugpiste zu bauen. Zunächst wurden Palmen gefällt und An-

bauflächen der einheimischen Knollengewächse zerstört, dann wurde Material gebraucht, um einen stabilen Untergrund zu schaffen. Also ließ die US-Airforce Erde und Korallengestein ausheben, um sie zur freigeschlagenen Strecke zu transportieren. Die dazu genutzte Baumaschine – made in Illinois – rostet heute inmitten eines kleinen Friedhofes direkt neben dem Ozean, dient Katzen als Unterschlupf und Kindern als gefährliches Klettergerüst.

Nur wenige Moped-Minuten entfernt befindet sich die schmalste Stelle Funafutis, die genauso breit ist wie die Straße. Mit Beton wurde dort eine natürliche Passage zwischen Lagune und Meer geschlossen, um zwei langgezogene Inselstücke dauerhaft miteinander zu verbinden und die Verbindung auch bei Flut zu gewährleisten. Doch dieser etwa 15 Meter lange und sechs Meter breite Betonstreifen könnte dazu beitragen, dass sich das Problem der schwindenden Küste an der Lagunenseite verschlimmert – davon ist Fumiko Matsudate überzeugt. Seit achtzehn Monaten untersucht die Japanerin im Auftrag der Japan International Cooperation Agency (JICA) und des Umweltministeriums Tuvalus die Entwicklung der Küsten des Landes. „Eco-Technological Management of Tuvalu against Sea Level Rise“ nennt sich das Projekt, an dem auch die Universität von Tokio beteiligt ist. „Berechnungen haben gezeigt, dass bei einem Straßendurchbruch pro Jahr tausende Kubikmeter Sand, Steine und Korallenüberreste in die Lagune gespült werden“, sagt Fumiko Matsudate. Das Problem sei nicht nur die Erosion, sondern eben auch das Hindernis, das dem Vorgang der natürlichen Sedimentation im wahrsten Sinne des Wortes in den Weg gelegt werde. Bisher hätten sich die Überlegungen vor allem darum gedreht, die Küste vor dem Meer zu schützen: „In anderen Inselstaaten hat man sogar Mauern ins Meer gebaut, doch dann hat man bemerkt, dass sich dies eher nachteilig auswirkt. Langsam setzt sich der Gedanke durch, dass dies der falsche Weg ist, die Küsten zu schützen. Schließlich kann sich mit solch einem Wall kaum Sand an der Küste absetzen.“

Doch ihr Team kennt noch andere Wege, die Sedimentierung positiv zu beeinflussen: Öko-Technologie heißt das Zauberwort. Die Helfer, die dabei mitwirken sollen, sind winzig klein. Fumiko Matsudate beobachtet sie durchs Mikroskop. „Tuvalu besteht eigentlich aus abgestorbenen Korallen und Foraminiferen, hier sind sie gut zu sehen.“ Dabei handelt es sich um einzellige Lebewesen von 50 bis 500 Mikrometer Größe, die bei der Entstehung von Sand eine entscheidende Rolle spielen. Ein Ziel des Projektes besteht darin, die Sandproduktion zu fördern. Darum fährt die Forscherin jeden Tag zu ihrer kleinen Foraminiferen-Farm und überwacht Wachstum und Vermehrung der eher ungewöhnlichen Haustiere. „Wenn wir die Abläufe besser verstehen, können wir das Wissen nutzen, um Tuvalu zu schützen“,

sagt sie. Regelmäßig informiert sie Politiker über das Projekt – und ist überzeugt davon, dass die Methode bald auf Akzeptanz stößt.

Anschaulicher ist dagegen das Wirken der gemeinnützigen Organisation „Tuvalu Overview“ aus Japan. Gemeinsam mit der tuvaluischen Regierung ruft sie dazu auf, Palmen und Mangrovenbäume zu pflanzen, um Küsten zu schützen und Erosionsvorgänge zu bremsen. Ein Projekt, das in der Bevölkerung auf großes Interesse stößt – auch weil die Regierung Geld für jeden gepflanzten Baum zahlt.

Trotz allen Engagements sind es in Tuvalu vor allem ausländische Forscher und einheimische Politiker, die sich fast täglich mit dem „Problem Klimawandel“ befassen. Die einen, um zu helfen und neue Methoden zu erproben; die anderen, um internationale Aufmerksamkeit zu erzielen und damit die Wege zu finanzieller Entwicklungshilfe zu ebnen. Die meisten Tuvaluer beschäftigen sich indes mit eher praktischen Fragen – Themen wie die tägliche Müllentsorgung, Überbevölkerung und der damit einhergehende Platzmangel in Funafuti oder die Ausbildung der Kinder spielen eine entscheidende Rolle. Wirklich greifbar wird die heraufbeschworene Gefahr durch das Meer lediglich bei den sogenannten „King Tides“, der höchsten Springflut im Gezeitenkalender. Dann nämlich flutet der Ozean ganze Straßenzüge, setzt die offenen Versammlungshallen unter Wasser und treibt den Müll aus den „borrow pits“. An einigen Stellen sprudelt das Wasser gar aus dem porösen Korallenboden und überschwemmt Teile der Start- und Landebahn. Interesse zeigen an dem Phänomen jedoch allenfalls die wenigen ausländischen Besucher; die Einheimischen selbst haben sich daran gewöhnt und treffen Vorkehrungen, um Haus und Eigentum so gut es eben geht zu schützen.

Viele begegnen den „King Tides“ mit der gleichen Unbekümmertheit wie den Hinweisen auf den Anstieg des Meeres: mit einem unerschütterlichen Glauben daran, dass Gott sie nicht verlassen wird. Fast jeder in Tuvalu kennt die Stelle im ersten Buch Mose ganz genau, als Gott sich nach der Flut an Noah wendet: „Nie wieder sollen alle Wesen aus Fleisch vom Wasser der Flut ausgerottet werden; nie wieder soll eine Flut kommen und die Erde verderben“ (Genesis, Kapitel 9, Vers 11).

5. Sicher in Gottes Hand – Die Kirche von Tuvalu

Sonntagmorgens, wenn die Glocken läuten, haben fast alle Tuvaluer das gleiche Ziel – in ihre beste Garderobe gekleidet strömen Frauen, Männer und Kinder zu den Kirchen. Während der Gottesdienste sind die Straßen wie leergefegt, Arbeit und Musik sind bis zum Abend untersagt. Dafür ist es

in der Fetu Ao Lima Church umso lebendiger. Chor, Keyboarder und etwa 250 Gemeindemitglieder lassen Gospelgesänge erklingen, bis der Priester die Kirche betritt und den gut 90-minütigen Gottesdienst beginnt. Auch zur zweiten Sonntagsmesse am späten Nachmittag sind die Bänke unter den kreisenden Ventilatoren und surrenden Neonröhren gut gefüllt. Nicht wenige Tuvaluer schlagen den Weg zur Kirche sonntags zweimal ein.

Etwa 90 Prozent der Einwohner des Inselstaates gehören der Christlichen Kirche Tuvalus an, der Te Ekalesia Kelisiano Tuvalu. Vor fünfzehn Jahren wurde die calvinistisch geprägte und kongregationalistisch organisierte Glaubensrichtung zur Staatskirche ernannt. Ein Haus ohne Bibel ist ebenso selten zu finden wie ein Tuvaluer, der keinen Fisch mag. Zu Schulabschlüssen, Hochzeiten oder Geburtstagen ist das Buch der Bücher ein beliebtes Geschenk, in Englisch oder Tuvaluisch. Eine mit bunten Zeichnungen versehene Bibel macht bereits die Schulkinder mit Abraham, Mose und Noah vertraut. Zwar spielt der Religionsunterricht an den Schulen keine gewichtige Rolle, aber dafür laden die Kirchen am Wochenende zu Bibelstunden ein – ein Angebot, das auf großes Interesse stößt. „Im Jahr 1861 kamen die ersten evangelischen Priester aus Samoa nach Tuvalu“, sagt Pfarrer Tafue Lusama, der innerhalb der Kirche ein hohes Amt bekleidet. Seit etwa 30 Jahren gibt es in Funafuti auch Gemeinden der Siebenten-Tag-Adventisten, der Mormonen und der Zeugen Jehovas. Ebenso gibt es eine Moschee und eine katholischen Kirche. „In Funafuti ist dies alles möglich, es stört uns nicht weiter“, sagt Pfarrer Lusama. „Auf den äußeren Inseln ist das allerdings nicht denkbar, da gibt es nur die Kirche Tuvalus.“

Er betont, dass die Bildung der Kinder schon immer eine große Rolle für die Kirche gespielt habe: „Wir betrachten es als unseren Auftrag, jedem Schüler seine Chance zu geben. Zum Wohle unserer Zukunft.“ So war es die Kirche, die noch vor der Regierung Grundschulen auf den Atollen bauen ließ. Dies mag eine Erklärung dafür sein, warum Religion und Glauben in Tuvalu so tief verwurzelt sind. Anthropologen führen zudem an, dass die Bewohner des südpazifischen Raumes im 19. Jahrhundert sehr offen waren für fremde Kulturen und Lebensweisen. Böse Stimmen behaupten, die Polynesier des heutigen Tuvalus hätten sich aufgrund ihrer Freundlichkeit und Warmherzigkeit dem religiösen Eifer der von der London Missionary Society geschulten Missionare kaum widersetzen können. Und so erblickt jeder, der die Atolle im Norden und Süden Tuvalus mit dem Schiff ansteuert, nicht nur die Palmenreihen, die sich nach stundenlanger Fahrt traumhaft aus dem Meer erheben und die tausende Vögel, die beim Klang des Schiffhorns in den blauen Himmel flattern. Er sieht auch sofort den alle Bäume überragenden Glockenturm, der von der Manifestation des Christentums kündet.

Die Glaubensgemeinschaft der Kirche Tuvalus lebt nicht nur am Wochenende in den Kirchen. Sie ist fest im Alltag verwurzelt, Geistliche organisieren Treffen für junge und alte Gemeindemitglieder, widmen sich Alltagsproblemen und Sorgen. Auch vor aktuellen Nöten und möglichen Folgen des Klimawandels verschließen die Kirchenoberhäupter nicht die Augen. „Ein guter Priester hat in der einen Hand eine Zeitung und in der anderen eine Bibel“, sagt Tafue Lusama. Wenn er sonntags vor der Gemeinde steht, spricht er über alles, was in den Köpfen der Leute für Unruhe sorgt – und führt entsprechende Bibelstellen an, um zu trösten, zu helfen, Rat zu geben.

Kane olo matou
Ki te Ava-Teatea
Ma unu te mava
Tutú ke te kao
Fofo ma te pupú

„Wir gingen nach Ava-Tea, um Taro zu ernten; füllten damit Kokosnüsse und brachen sie auf“.
(Lied vom Nukufetau-Atoll)

6. Krebse lieben Gurken – Gemüseanbau auf hartem Boden

Alopua richtet den Wasserschlauch auf die Salatköpfe. Ein dichtes grünes Netz spendet dem Gemüsebeet ein wenig Schatten in der Mittagshitze. Feucht bleibt die von Steinen umzäunte Gartenerde trotzdem nicht lange. Alopua geht auf und ab, lässt keine Pflanze aus und fängt wieder von vorne an. „Wir brauchen mehr Wasser“, sagt Jhu-En Pan und zeigt auf die Beete, die draußen unter freiem Himmel liegen. Der Gartenbauingenieur blickt in den wolkenlosen Himmel und zurück zum Boden. Er schüttelt den Kopf über das vermeintlich aussichtslose Vorhaben. Doch um ihn herum schimmern Gurken, Bohnen und Tomaten.

Auch Kohl, Sellerie und Erbsen wachsen in Tuvalu – seit wenigen Jahren. Zwischen Flugpiste und Meer ließ die Taiwan Technical Mission im Jahr 2003 eine Gemüseplantage bauen, fällte Palmen und plättete den Boden. Schiffe brachten Erde und Dünger aus Taiwan und Neuseeland. Taiwanesen und Tuvaluer sammelten heruntergefallene Palmenblätter, schichteten sie auf, mischten Schweinemist darunter und erzeugten so innerhalb von fünf Monaten genug Kompostmaterial und Humus, um mit dem Gemüseanbau zu beginnen.

26 Gemüse- und einige Obstarten gedeihen inzwischen im „Garten“, wie die Einwohner Funafutis die Anlage nennen. Jeden Freitag verkaufen die neun einheimischen Gemüsegärtner die Erzeugnisse. Ab fünf Uhr früh stehen die Kunden Woche für Woche vor dem Tor, das sich zwei Stunden später öffnet. Die Kisten mit Gurken, Weißkohl und Papau-Früchten sind am schnellsten leer, auch wenn für ein Exemplar zwei bis drei Dollar verlangt werden. Das Geld fließt direkt wieder ins Projekt, um den Anbau weiter zu optimieren. „Die Leute hier lieben Gemüse“, sagt Jhu-En Pan, der in Funafuti nur auf Peter hört.

Darum ist ein Ziel des Projektes, auch den privaten Anbau zu unterstützen. Regelmäßig besuchen Pan und seine Kollegen Familien, um zu zeigen, wie Tomaten- und Bohnenpflanzen auf dem harten Kalkboden wachsen können. „Das Material zur Kompostierung ist vorhanden. Aber der Weg ist weit. Die Leute müssen lernen, wie man die wenigen Ressourcen nutzt, um Erfolge zu erzielen.“ Noch immer erlebt er, dass manche Einwohner der äußeren Inseln noch nie einen Feldsalat gesehen haben. „Wir zeigen auch, wie Gemüse zubereitet und gekocht wird“, sagt Pan. Manchmal kommen Bewohner der entfernten Regionen nach Funafuti, um für zwei Monate im Garten zu lernen und ihr Wissen später an ihre Dorf- oder Inselgemeinschaft weiterzugeben. Sie lernen, wie der Kompost zu pflegen ist, wie hoch der Wasserbedarf der verschiedenen Pflanzen ist, und dass getrocknete Palmenblätter auf dem Boden den Feuchtigkeitsverlust eindämmen. Doch Hürden gibt es viele.

Nutzbares Wasser ist immer knapp in dem Land, in dem es oft wochenlang nicht regnet und in dem kaum Grundwasser vorhanden ist. 36 Regentonnen stehen zwischen den Gemüsebeeten, die meisten fassen 6.000 Liter. Ähnliche grüne Behälter stehen neben fast allen Häusern und Hütten in Tuvalu, viele hat die Europäische Union gespendet. Das Regenwasser wird vom Dach in die Tonnen geleitet und muss für oftmals bis zu zehn Personen reichen – zum Trinken, Kochen, Duschen und Waschen. Was dann übrig ist, kommt auf die Gemüsebeete. Sind die Tonnen leer und kein Regen in Sicht, können die Bewohner der Hauptstadt Regenwasser kaufen; doch auch diese Vorräte sind begrenzt.

Und als seien unfruchtbarer Kalkboden, hohe Temperaturen, Wassermangel und vom Wind auf die Beete gewehtes Salzwasser nicht schon Widrigkeiten genug, kommen weitere Widersacher oft in den Garten gekrabbelt: faustgroße Krabben, die sich gerne an den Wurzeln und Stielen der Pflanzen satt fressen. „Die Krabben sind schlimmer als die Ratten, die es auch in geringer Anzahl gibt“, sagt Pan. Doch die kleinen aber üppigen Bohnenfelder und die blühenden Kürbispflanzen machen ihm ebenso Mut wie die Unterstützung der tuvaluischen Regierung und das wachsende Interesse der

Menschen am „neuen“ Gemüse. Einmal im Jahr wird gar ein beliebter Wettbewerb in Funafuti ausgerufen. „Dann heißt es: Wer hat die größte Gurke?“, erläutert Pan das Prinzip. Der Gewinner erhält Schubkarren und Gießkanne – und ist fürs folgende Jahr noch besser gerüstet, um die eigene Ernte zu verbessern.

Doch so groß die Nachfrage nach Tomaten und Salat auch ist: Wer in Tuvalu nach der populärsten Nutzpflanze fragt, erhält nur eine Antwort – Pulaka. Die mit Wasserbrotwurzel oder Taro verwandte Feldfrucht wird seit Jahrhunderten auf fast allen Inseln des Landes angebaut, die weichgekochten Knollen werden für viele Gerichte verwendet. Neben Brotfruchtbäumen, wenigen Bananenstauden und zahllosen Kokospalmen war Pulaka für lange Zeit die einzige Pflanze mit essbaren Teilen in Tuvalu. Und auch wenn es in der Hauptstadt kaum noch große Anbauflächen gibt und die Bewohner mittlerweile häufiger Obst und Gemüse aus Neuseeland und Australien im Supermarkt kaufen als Pulaka aus dem Boden ziehen, so hat die Knolle ihren Mythos doch bewahrt. Seit Generationen werden die Pulaka-Felder innerhalb der Familie vererbt. Der Mann, der seinen Sohn das erste Mal zum Pulaka-Ziehen mitnimmt und ihn in die Geheimnisse des Anbaus und der Pflege einweiht, führt ihn dabei ein gutes Stück auf dem Weg zum Erwachsenwerden voran, ebenso wie die Mutter, die die Tochter die Feinheiten der Zubereitung lehrt. Da die unverarbeiteten Wurzelknollen giftig sind, müssen sie ausreichend gekocht werden. Werden sie anschließend nicht direkt verzehrt, sind sie getrocknet und im Boden oder in Kokosnussschalen aufbewahrt bis zu mehreren Monaten haltbar.

Doch das Meer bedroht Pulaka: „In den vergangenen Jahren ist es immer schwieriger geworden, gute Erträge zu erzielen“, sagt Teuini Malosi, für den das Pulaka-Ziehen seit dem Kindesalter zum festen Ritual im Kalender zählt. „Immer häufiger schwappt das Salzwasser bei Flut in die Felder oder sprudelt aus dem Boden. In beiden Fällen greift es die Wurzeln der Pflanzen an.“ Gelblich-kranke statt saftig-grüne Blätter sind ein Zeichen für den hohen Salzgehalt im Boden. Zwar hatte vor einigen Jahren ein Nachbar die Idee, die Gruben mit Zement zu schützen, doch durchgesetzt hat sich das teure und aufwendige Verfahren nicht.

Auf den äußeren Inseln, etwa in Nui und Nukufetau, ist die Bedeutung Pulakas noch genauso groß wie vor der Einführung importierter Lebensmittel. Meist sind es die Männer der Dorfgemeinschaft, die sich gemeinsam oder abwechselnd um die Pflanze kümmern, die auch als Symbol für Macht und Erfolg dient. Um etwa in den Ältestenrat Nukufetaus aufgenommen zu werden – das einflussreichste Organ der Inselgesellschaft – muss der Kandidat der Gemeinschaft eine bestimmte Anzahl Pulaka-Pflanzen überlassen.

7. Der Ozean als Nahrungsquelle

Es mag Männer geben, die noch nie einen Fisch gefangen haben. In Tuvalu findet man sie nicht. Umgeben vom Ozean lebt, schläft, spielt und arbeitet niemand der 12.000 Einwohner mehr als 200 Meter vom Wasser entfernt. Die Mehrheit der Bevölkerung wohnt sogar wesentlich näher am Ufer. Folglich wurden die ersten Fische vor Jahrtausenden aus der Lagune Funafutis gezogen, noch bevor die ersten Palmen gefällt, die ersten Hütten gebaut waren. Und auch heute noch stellt Fisch für die Mehrheit der Tuvaluer eine entscheidende Nahrungsgrundlage dar. Kurz nach Mitternacht, wenn die Atolle bereits seit vier Stunden in Dunkelheit gehüllt sind und tausende Sterne am Himmel glitzern, durchbrechen Paddel die Wasseroberfläche. Das Brummen kleiner Außenbordmotoren setzt ein und verliert sich kurz darauf in der Ferne: Ein Dutzend Männer steuert kleine Boote in die Lagune hinein, einige fahren auf der anderen Seite des Inselstreifens hinaus aufs offene Meer. „Nachts fangen wir mehr Fische“, sagt Teuini Malosi, „und vor allem größere Exemplare.“ Einige Fischer hängen Leinen ins Wasser, andere ziehen kleine Netze durch die Lagune und versuchen damit, Fliegende Fische zu erhaschen. Es dauert keine drei Minuten, bis der erste Fisch an einer von Teuinis Leinen zappelt. Bis zum Morgengrauen sind die Böden der Boote mit Fischen bedeckt. Dies scheint viel zu sein. Doch die Männer winken ab. „Vor einigen Jahren brauchten wir nicht die ganze Nacht, um diese kleine Menge zu bekommen“, sagen sie. Im vergangenen Jahrzehnt ist die Wassertemperatur vor der Küste Funafutis gestiegen – dies wirkt sich vor allem in der Lagune negativ auf die Artenvielfalt aus; und auf die Größe der Fisch- und Schalentierpopulationen. Immer weiter müssen die Fischer hinausfahren, um Beute zu machen, um ihre Familien zu ernähren.

Gegen fünf Uhr, noch bevor die Sonne am Horizont wie eine leuchtende Fackel aus dem Meer zu stoßen scheint, stehen die ersten Männer und Frauen mit Kühlboxen voller Fisch an den zentralen Straßenecken Funafutis. Bis zu einem halben Kilo Fisch, so heißt es auf den Inseln, verzehrt jeder Tuvaluer durchschnittlich am Tag. Dementsprechend schnell sind die Boxen leer, die Fischer gehen zu ihren Familien zurück und legen sich für einige Zeit schlafen. Am frühen Abend bieten diejenigen Fische an, die tagsüber aufs Meer fahren, um Gelbflossen-Thun, Echten Bonito und kleinere Riff-Fische zu fangen.

Die äußeren Inseln des Landes unterscheiden sich hinsichtlich des Fisches in zwei wesentlichen Punkten: Dort gibt es noch keinen bemerkenswerten Mangel – und: kein finanzielles Geschäft mit dem Fang. Auf den Inseln, deren Bevölkerung nicht mehr als 700 Menschen zählt, ist oft eine Großfamilie, ein Clan, für den Fischfang verantwortlich. Die Männer fangen Fisch

und versorgen damit nicht nur die eigene Familie, sondern auch entfernte Cousins, Nachbarn – und den Pastor. Zudem beliefern sie an Reisetagen ihre Verwandten in der Hauptstadt, wo es ihrer Meinung nach „fast keine Fische mehr gibt“. Ganz so schlimm ist es zwar nicht, doch es hält die Menschen nicht davon ab, kistenweise Fisch, getrocknet oder in gekühlte Boxen verpackt, per Schiff nach Funafuti zu bringen. Welchen Wert der selbst gefangene Fisch auch im 21. Jahrhundert für Tuvalu hat, lässt sich auch am Gepäck der Reisenden erkennen, die dienstags und donnerstags das Flugzeug nach Suva nehmen: Im Flugzeugbauch fliegen neben Koffern und Rucksäcken stets Kühlboxen mit frisch gefangenem Fisch mit – um damit die Freunde und Verwandten in Fidschi zu erfreuen.

Ein Volk, das seit Jahrhunderten umgeben von Wasser aufgewachsen ist, kennt unzählige Weisen, köstliche Gerichte mit Meerestieren zuzubereiten. Ob auf offener Flamme gegrillt, in Öl frittiert oder bei starker Hitze gegart – der Fisch schmeckt stets hervorragend und ist meistens nicht älter als wenige Stunden. Auch roh genießen ihn viele Tuvaluer, angerichtet mit Zwiebeln und verschiedenen Saucen – oder ganz einfach aufgeschnitten und bereits auf See genossen, während auf weiteren Fang gewartet wird.

Kommerziellen Fischfang gibt es in Tuvalu praktisch nicht – zumindest keinen einheimischen. Doch bisweilen durchqueren große Fischerboote mit koreanischen, japanischen und taiwanesischen Flaggen die tuvaluischen Gewässer. Der Verkauf von Fang-Lizenzen ist in den vergangenen Jahrzehnten zu einer wesentlichen Einnahmequelle des Landes geworden. Und auch wenn asiatische und australische Nichtregierungsorganisationen kritisieren, Tuvalu werde von den Fischfangnationen ausgenutzt und könnte viel mehr Geld für die Lizenzen fordern, so freut sich die Regierung doch über die in die Staatskassen gespülten Dollar.

Wie sehr die nationale Psyche Tuvalus mit Meer und Fisch verknüpft ist, zeigt sich ebenso in der Entstehungsgeschichte des Landes – zumindest in jener, die Jahrhunderte lang geglaubt wurde, bevor Geo- und Vulkanologen den natürlichen Ursprung der Atolle erforschten. So kennt auch heute noch jedes Kind die Legende von „te Pusi mo te Ali“ – vom Aal und der Flunder. Daher gilt der Aal manchen Inselbewohnern als „tapu“, als heilig und unberührbar. Talakatoa O‘Brien ist einer derjenigen, der diese Ursprungsgeschichte schriftlich festgehalten hat.

Die Legende besagt, dass Aal und Flunder einst dicke Freunde waren und im Wasser miteinander spielten. Eines Tages wollten sie ihre Kräfte messen und suchten sich den größten Stein, um ihn nach Hause zu tragen. Dabei gerieten sie in Streit und es begann ein wilder Kampf, bei dem die Flunder unter den Stein geriet und fast zerdrückt wurde. Als sie sich befreite, jagte sie den Aal, um Rache zu üben. Doch dieser hatte zuvor einen Schlag in den

Magen bekommen und übergab sich auf der Flucht. Dabei wurde er dünner und dünner und schlüpfte schließlich in ein enges Loch. Während die Flunder nach ihm Ausschau hielt, sprach der Aal einen Zauber mit den Worten: „Wide and flat, to feed on you, te Ali. Wide and flat, You will never kill me."

Daraufhin wurde die Flunder noch schmaler, als der Stein sie schon gemacht hatte – und so entstand die Form der flachen Inseln, die später an dieser Stelle des Pazifiks aus dem Meer schauen sollten. Der Aal hingegen – um sich wie im Zauberspruch geheißen, von der Flunder zu ernähren – wurde noch dünner und länger; und nahm die Gestalt einer Kokospalme an, die bald auf den Inseln wachsen würde.

Nach der Jagd zog sich der Aal zurück in sein Loch, doch er war nicht glücklich über seine Tat. Als die Flunder starb, suchte er den Stein, den die beiden einst getragen hatten. Erst jetzt fiel ihm auf, dass der Stein drei Farben hatte: schwarz, weiß und blau. Er nahm den Stein, warf ihn in die Luft und sprach: „Schwarz, weiß und blau; ich werde Dir und mir selbst gegenüber stets ehrlich sein. Damit wir beide Freunde werden." Als der Stein langsam wieder herunterfiel, bemerkte der Aal, dass das blaue Stück abgebrochen und oben geblieben war – aus ihm wurde der Himmel. Der Aal war wütend über den zerbrochenen Stein und warf den Rest in die Luft. Dabei zeigte die schwarze Seite nach unten: Dunkelheit umhüllte den Aal – es war Nacht. Als der Stein zu Boden fiel, landete er auf der weißen Seite, die Nacht war durchbrochen, es war Tag. Der Aal sah, dass vom Stein nur ein wenig des blauen Teils übrig war und warf ihn nacheinander in alle Himmelsrichtungen, bis der Stein nicht zu ihm zurückkam. Als er sich umsah, erblickte er, dass das Blau zum Meer geworden war. Nur acht kleine Stücke des Steins waren übriggeblieben – einer für jede Hauptinsel Tuvalus.

8. Die Bedeutung der Kokosnuss

Die Legende – in der zwei Meerestiere für den Ursprung Tuvalus verantwortlich sind – macht nicht nur deutlich, welche Bedeutung der Ozean und seine Bewohner für das Land haben. Sie weist auch auf ein Lebewesen hin, ohne das die Besiedelung der Inseln vermutlich nie möglich gewesen wäre: die Kokospalme. Abgesehen von Meer und Lagune dominiert die Palme das Bild Tuvalus. Aufgrund des größtenteils unfruchtbaren Bodens und der Temperatur, die fast 365 Tage im Jahr zwischen 28 und 32 Grad Celsius liegt, ist die Vielfalt von Fauna und Flora relativ gering. Es existieren nur etwa 50 Wild- und Kulturplanzenarten – in Deutschland sind es etwa 28.000 –, darunter Pulaka, Taro und der Brotfruchtbaum, dessen Früchte zu-

meist als Gemüse oder frittiert gegessen werden. Die meisten anderen Arten sind Farne, Gräser und wenige Bäume, darunter die zwei wichtigsten, der Schraubenbaum und die Kokospalme. Der Schraubenbaum ist vor allem aufgrund seiner fasrigen Blätter wichtig: für den Dachbau der traditionellen Unterkünfte. Aus den getrockneten Blättern flechten die Frauen Tuvalus zudem Körbe oder Kopfschmuck – und Matten, die in jedem Haus und jeder Hütte zu finden sind und die von den meisten Einwohnern als Sitz- und Schlafgelegenheit genutzt werden. Bis zu drei Wochen sitzt eine erfahrene „Pandanus-Flechterin" an solch einer Matte, mit denen auch die Gemeinschaftsgebäude, die „maneapas", bei Versammlungen und Feiern ausgelegt sind. Des Weiteren tragen vor allem die Männer Tuvalus oft dünne, gerollte Stücke getrockneter Pandanusblätter hinter dem Ohr – gefüllt mit starkem Tabak aus Australien.

Noch wichtiger als der Schraubenbaum ist jedoch die Kokospalme. Seit Jahrtausenden dient der immergrüne Baum, der weltweit das Bild der Inselstaaten prägt, als Nahrungs- und Rohstoffquelle. Auch wenn nicht erwiesen ist, ob die Pflanze von alleine auf die Inseln im Pazifik kam – Kokosnüsse sind selbst nach Monaten im Salzwasser noch keimfähig und können Wurzeln schlagen – oder ob sie von Seefahrern von Südostasien auf die polynesischen und melanesischen Inseln gebracht wurde, so ist eines sicher: Ohne den Baum und seine Früchte hätten sich Menschen wohl kaum auf nahrungsarmen Inseln dauerhaft niedergelassen.

„Wir können die Kokospalme für vieles benutzen, das ist doch toll", sagt Togiola und nimmt einen Schluck aus der kleinen Plastikflasche. Der Inhalt ist milchig-trüb. Das soll „Fiji Water" sein, wie es das Etikett vermuten lässt? „Nein, nein. Das ist Toddy", sagt die 47-Jährige, der eine Unterkunft sowie ein Lokal in Funafuti gehören. Das Getränk – in der alkoholfreien Variante – ist eins der beliebtesten in Tuvalu. In Flaschen, die hoch oben in den Palmen hängen, wird „sap" gesammelt, eine sirupähnliche Flüssigkeit aus dem Inneren des Baumes. Mit abgekochtem Regenwasser gemischt, entsteht ein leckeres Getränk. Lässt man es einige Tage gären, entsteht ein alkoholisches, in anderen Ländern als Palmenwein bekanntes Getränk. Doch Toddy gilt nur als exklusives Nebenprodukt der Palme. Das Kokoswasser, die fast klare Flüssigkeit aus dem Inneren der Nuss, war bis zur Ankunft von Limonade das Getränk Nummer eins. Und so halten – zumindest auf den äußeren Inseln – auch heute noch mehr Leute eine aufgebohrte oder aufgeschlagene Kokosnuss in der Hand als eine Coladose.

Ebenfalls von hohem Wert ist Kopra, das getrocknete Fleisch der Nüsse. Es wird sowohl geraspelt und als Zutat beim Kochen verwendet, als auch genutzt, um Öl herauszupressen. Doch das Fleisch der Nuss landet in Tuvalu kaum auf dem Teller – sondern im Schweinestall. Neben mit Wasser ver-

mischten Essensresten, ist es die Kokosnuss, mit der die Schweine gefüttert werden, die fast jede Familie hält und vor Hochzeiten am Strand schlachtet.

Auch Streit hat es um die Palmen schon gegeben, vor 146 Jahren, als sich ein Deutscher Reichtum von der Ernte versprach. Doch er blieb in unrühmlicher Erinnerung.

9. Streit um die Kokosnuss – Deutsche Plantage in Tuvalu 1865 bis 1890

Neugierig, aber auch besorgt empfingen die Einwohner des Nukulaelae Atolls am 10. Mai 1865 die Besatzung des Schiffes, das in der Lagune Anker geworfen hatte. Sie warteten noch immer auf einen Pastor, der vier Jahre zuvor angekündigt worden war.

1861 kam ein Boot der London Missionary Society (LMS), evangelikalische Anglikaner, die als Missionare im Südpazifik unterwegs waren, vom Kurs ab und landete in Nukulaelae. Ein Diakon von den Cook Inseln, der mit an Bord war, wurde Berichten zufolge freundlich aufgenommen. Er verkündete das Evangelium, sang und hielt Messen für die Inselbewohner. Als er zwei Monate später auf einem Handelsschiff nach Samoa weiterfahren wollte, durfte er dies laut den Historikern Michael Goldsmith und Suamalie Iosefa erst, als er versprach, bald mit einem Pastor zurückzukehren: „Auch wenn sie traurig waren, dass er fortging, so trösteten sich die Leute mit den Erinnerungen an diesen bemerkenswerten Fremdling […] und mit den Seiten des Neuen Testaments, die er aus seinem Buch gerissen und seinen neuen Freunden geschenkt hatte."

Doch die drei Schiffe, die zwei Jahre später in Nukulaelae eintrafen, hatten keinen Pastor an Bord, sondern Sklavenhändler aus Peru. Es heißt, sie hätten die Inselbewohner vergeblich mit dem Angebot gelockt, in Goldminen zu arbeiten – und erst als sich einer der Sklavenhändler als Missionar ausgab, seien ihm viele aufs Schiff gefolgt. Doug Munro schreibt in einem Artikel über peruanische Sklavenhändler im Pazifik: „Die Schiffe segelten davon und kehrten nie zurück. […] An einem einzigen Tag verlor Nukulaelae zwei Drittel der Bevölkerung."

Als dann 1865 drei Geistliche aus Samoa eintrafen, um die London Missionary Society auf dem Nukulaelae Atoll zu etablieren, kam mit ihnen erneut jemand, der Unglück oder zumindest Unruhe bringen sollte: ein deutscher Kapitän, der die aufgrund eines Schiffsbruchs gestrandeten Missionare auf dem Handelsschiffs „Augustita" nach Nukulaelae gebracht hatte.

Während sich die Geistlichen von der Fahrt ausruhten, kam dem Kapitän die Idee, eine der 19 Inseln des Atolls in eine Kokosplantage zur Kopra-

Gewinnung zu verwandeln. Noch am gleichen Tag vereinbarte er mit dem Ältesten Nukulaelaes, die Insel Niuoku, das mit fünf Kilometern längste Stück des Atolls, für 25 Jahre zu pachten. Uneinigkeit besteht heute über die Höhe der Pacht. Während europäische Aufzeichnungen von 20 Britischen Pfund sprechen, hört man in Nukulaelae noch heute, dass der deutsche Kapitän zwei Angebote machte: ein Pfundstück oder eine Handvoll Münzen zum gleichen Wert. Angeblich entschied sich der Insel-Älteste für die größere Menge Münzen, die jährlich zu zahlen war.

Egal wie hoch oder wie niedrig der Preis gewesen sein mag, sicher ist – und davon wird noch heute gesprochen –, dass der Streit um Niuoku den Inselfrieden für einige Jahre erheblich störte. Der Kapitän verließ Nukulaelae nach kurzer Zeit; zurück ließ er einen deutschen Plantagenaufseher und einige Arbeiter aus pazifischen Nachbarstaaten, die sich um die Palmen kümmern sollten. Der namenlose deutsche Kapitän kam bei seiner ersten, eher zufälligen Ankunft in Nukulaelae nicht ohne Grund auf die Idee des Kopra-Anbaus: Er arbeitete für das Hamburger Handelshaus „Johan Cesar Godeffroy & Sohn“, das im 19. Jahrhundert in der Südsee umtriebig war und dessen Schiffe vor allem zwischen Samoa, Tonga und Tahiti fuhren.

Doch auf Nukulaelae gab es schon bald Ärger um die Dauer und Höhe der Pacht, es kam zu Besitzstreitigkeiten. Auch die Beziehungen der nach dem Zwischenfall mit den Sklavenhändlern auf etwa 80 Personen geschrumpften Inselbevölkerung zu den Arbeitern störten den Inselfrieden. Ohne Erfolg blieb, dass sich der Ältestenrat an die Kapitäne britischer Schiffe wandte – das Atoll gehörte zu dieser Zeit zum britischen Protektorat „Gilbert and Ellice Islands“. Und so existierte die deutsche Kopra-Plantage auf der Insel Niuoku bis ins Jahr 1890. Bis heute wird der Tag, an dem der Pachtvertrag auslief, auf Nukulaelae mit Musik, Gesang und Tanz gefeiert.

10. Im Island Supermarket

Zwischen den Kisten gefüllt mit knallbunten Sandalen, Thunfisch-Konserven, Schultornistern, Toilettenpapier und Lollipops geht die zierliche Frau fast unter. Doch ihre kräftige Stimme schallt bis auf die Straße: „Wir brauchen Wäscheklammern. Und Windeln sind auch kaum noch welche da.“ Juliann Fung ist es gewohnt, dass die Regale manchmal voll und manchmal leer sind. Einen Artikel auf die Schnelle nachfüllen ist unmöglich. Per Schiff kommen fast alle Waren aus Fidschi nach Funafuti; meistens alle vier Wochen. „Wenn das Schiff aber kaputt ist und in Suva repariert werden muss, dann dauert es eben länger; das ist auch nichts besonderes“, sagt sie nüchtern.

Vor 15 Jahren kam die in Hongkong geborene Juliann zum ersten Mal nach Funafuti, als Teil einer chinesischen Delegation. „Ich war wirklich überrascht“, erinnert sie sich, „Es gab genau einen Supermarkt – und der war leer!“ Auf dem Rückweg reifte in der jungen Geschäftsfrau der Gedanke, in Funafuti einen Supermarkt zu eröffnen, alles anzubieten, was die Menschen bisher zwar nicht unbedingt gebraucht hatten, aber vielleicht doch kaufen würden. Ehrgeiz und Abenteuerlust waren geweckt. Ein Jahr später verabschiedete sie sich von ihren Freunden und Verwandten in der Millionenmetropole an der Südküste Chinas, holte ihr Erspartes von der Bank und stieg alleine ins Flugzeug Richtung Südsee. Regierungs- und Parlamentsmitglieder waren von der Idee begeistert, ein weiterer Supermarkt erschien wie ein Fenster in eine Welt, die nicht an den schmalen Küstenstreifen endet. Einige Politiker unterstützten die geschäftstüchtige Chinesin, die ein Grundstück erwarb und darauf einen etwa 30 Meter langen und 20 Meter breiten Flachbau errichten ließ.

Wenige Monate später öffnete der „Island Supermarket“ seine Türen – und die Kunden kamen. „Die Menschen hier brauchten ja alles, viele hatten nicht einmal Schuhe“, sagt Juliann und übertreibt dabei ein wenig. „Ich bestellte viele Sachen, die sie nie zuvor gesehen hatten.“ Es dauerte nicht lange, bis die Orangen aus Neuseeland, das Wasser von den Fidschiinseln, die Kleiderhaken aus China oder die tiefgefrorenen Hühnchenschenkel aus Australien die Kunden anlockten. Julianns Plan, dorthin zu gehen, wo bereits ein Teil der Bevölkerung mit Jobs in der Regierung oder auf See ein geregeltes Einkommen hatte, und neue Produkte anzubieten, ging auf. Trotzdem war der Start nicht leicht. Von den Schwierigkeiten, alleine in ein fernes Land mit fremder Sprache zu reisen, um sich dort eine Existenz aufzubauen, möchte die Chinesin nichts wissen. „Aber es gab damals nicht einmal eine vernünftige Straße, oft fiel der Strom aus, ich konnte nicht kühlen, Lebensmittel verdarben. Und dann dauerte es oft Monate, bis die bestellte Lieferung in Funafuti ankam“, sagt sie. „Dies hat sich inzwischen alles gebessert.“

Doch die Probleme sind andere geworden: Die verbesserte Schiffsverbindung nach Suva, die steigende Kaufkraft und der Wunsch, Lebensmittel einfach und schnell kaufen zu können, führte in den vergangenen zehn Jahren dazu, dass immer mehr Händler ihr Glück versuchten. Heute gibt es in Funafuti nicht nur sechs größere Märkte, sondern mehr als zehn weitere Kiosks, in denen fast alles zu finden ist – vom Angelhaken über eingeschweißten Käse bis hin zur goldenen Armbanduhr. „Der Konkurrenzdruck ist stark gestiegen“, sagt Juliann und lacht kurz darauf mit ihren drei einheimischen Mitarbeiterinnen darüber, dass sie, die Chefin, am nächsten Tag nach Hongkong fliegt. Dann schließt der „Island Supermarket“ für einen Monat. Denn inzwischen denkt Juliann Fung auch an andere Dinge: „Einmal im Jahr flie-

ge ich nach Hongkong zu meinen Eltern und Geschwistern. Sie haben bis heute nicht verstanden, warum ich nach Tuvalu ausgewandert bin.“

11. Vaitupu – Die Insel der Jugend

Ans Auswandern denken Alasi und Gie nicht. Trotzdem wird es 32 Stunden dauern, bis die Tuvaluerinnen ihren neuen Wohnort erreicht haben. Die beiden 18-Jährigen sind auf dem Weg von ihrem Heimat-Atoll Nanumea in die Hauptstadt Funafuti, in wenigen Tagen beginnen sie ihr Studium an der University of the South Pacific, Tuvalu Campus. Sie sind gespannt aufs Leben „auf dem Festland“, wie sie sagen. „5.000 Menschen auf einem Stück Land!“, Alasi ist voller Vorfreude. Das ist ein gewaltiger Unterschied zu den etwa 700 Bewohnern Nanumeas. Dort gibt es weder geteerte Straßen noch ein Lokal oder einen Hafen. Wenn einmal im Monat das Schiff weit vor der Lagune anlegt, schaffen die Seeleute Reis, Diesel und Zement mit zwei kleinen Holzbooten ans Land; stundenlang pendeln sie zwischen Schiff und Ufer hin und her. Zwar gibt es seit einigen Jahren Stromgeneratoren, doch nachts werden sie abgeschaltet, um Diesel zu sparen. Auch die Satellitentelefonleitung funktioniert nur am Tage. So gesehen ist Funafuti, oder genauer gesagt die Insel Fongafale, für die Bewohner der äußeren Inseln wie eine andere Welt.

Alasi und Gie gehören zu den Erstsemestern 2011, die von den äußeren Inseln anreisen – alle per Schiff. Ein Jahr lang werden sie Zeit haben, sich für ein Fach zu entscheiden. Dabei stehen die Wünsche der zwei Freundinnen schon längst fest. Als Krankenschwester und Grundschullehrerin wollen sie arbeiten. Und wo? „Natürlich in Tuvalu, am besten in Nanumea – da kennen wir schließlich jeden“, antworten die beiden jungen Damen fast synchron.

Während sie zwischen 150 weiteren Personen an Deck der „Nivaga II“ sitzen, um sie herum nur dunkelblauer Ozean und hellblauer Himmel, freuen sie sich schon darauf, am nächsten Tag, nach knapp 400 Kilometer langer Reise übers Meer, ihre entfernten Verwandten zu begrüßen, bei denen sie in Funafuti wohnen werden.

Privatsphäre im europäischen Sinne haben die beiden jungen Frauen nie kennengelernt, so wie die meisten Heranwachsenden in Tuvalu. Auf den äußeren Inseln und auch in der Hauptstadt teilt sich die Familie meistens ein oder zwei Zimmer. So ist es keine Seltenheit, dass Erwachsene, Jugendliche, Kinder und Säuglinge zusammen in einem Raum leben, oft kommen Cousins und Cousinen dazu, ebenso Großeltern, Tanten und Onkel.

Alasi und Gie haben einige Jahre lang gar mit 700 Menschen unter einem Dach gelebt. Wie die meisten Jugendlichen in Tuvalu haben sie die Motu-

foua Secondary School besucht – die zweite weiterführende Schule liegt in Funafuti und ist in den Händen der Church of Tuvalu. Motufoua liegt auf dem Vaitupu-Atoll, dessen größte Landfläche die „Insel der Jugend“ Tuvalus ist. Zwischen 600 und 800 Mädchen und Jungen besuchen das Internat, egal auf welchem Atoll sie aufgewachsen sind. Mit dreizehn Jahren kommen sie aus dem ganzen Staatsgebiet nach Vaitupu, besuchen über Weihnachten und Neujahr für zwei Wochen ihre Familien und sind ansonsten, fernab jeglicher Ablenkung, unter sich.

Nur im März 2000 blickte die ganze pazifische Welt auf Vaitupu. In einem Mädchenwohnheim der Schule war ein Feuer ausgebrochen: achtzehn junge Frauen starben an Rauchvergiftung oder verbrannten im Schlafsaal. Laut einem Bericht waren die Türen des Saals verschlossen und die Fenster verriegelt; eine Flucht war unmöglich.

Abgesehen von dieser Brandkatastrophe hat kaum jemand etwas Negatives über das Internat zu berichten. „Die Schulzeit in Vaitupu war fantastisch“, sagt Gie. Die räumliche Enge, die Unmöglichkeit des Sich-Zurückziehens hat sie nicht gestört. Der Unterricht bestimmt den Alltag. „Am Abend haben wir zusammen gelernt, uns gegenseitig Geschichten erzählt oder Lieder gesungen“, sagt die 18-Jährige und stimmt mit ihrer Freundin ein Gospel an; mehrere Reisende auf dem Schiffsdeck stimmen ein, eine Frau greift zur Ukulele.

„Übrigens, in Vaitupu ist auch ein Deutscher begraben“, kommentiert ein weiterer Reisender das Gespräch über das Atoll. Wie bitte, ein Deutscher? „Ja, Heinrich Nitz. Er kam aus Stralsund und war als Händler unterwegs, bevor er sich hier niederließ. Er starb 1906. Viele Leute dort stammen von ihm ab.“

12. Lernen für ein besseres Leben

So andersartig der Inselstaat für Europäer auch sein mag, so entspannt und ungezwungen das Leben der meisten Bewohner fernab von Karrieredenken und Profitorientierung zu sein scheint – umso erstaunlicher wirkt auf den ersten Blick das streng durchorganisierte Schulsystem Tuvalus, das bereits Jahre vor dem Internat beginnt. „Palagi“, Weißer, ist das einzige tuvaluische beziehungsweise samoische Wort, das Kinder den wenigen Europäern, Neuseeländern, US-Amerikanern oder Australiern auf den Wegen hinterher rufen. Danach folgt gekichertes Englisch: „How are you today? Bye-bye.“ Die Fremdsprache lernen sie ab der ersten Klasse, ab dem dritten Schuljahr ist der gesamte Unterricht auf Englisch.

Der achte Glockenschlag ist gerade verklungen, da beginnt auf dem Pausenhof der Nauti Primary School die Morgenandacht. Da Montag ist, treffen

sich Schüler und Lehrer zwischen den Gebäuden auf der trockenen Wiese. Dienstags bis freitags wird die Andacht in den Klassenräumen gehalten. In exakt angeordneten Reihen stehen die Schüler nebeneinander, die Mädchen in blau-weißen Kleidern, die langen Haare nach hinten gebunden, die Jungen in blauen Kniehosen und weißen Hemden. Schuluniformen gibt es an jeder Schule des Landes. Einzig bei der Wahl der mit bunten Comicfiguren versehenen Tornister haben die Kinder Mitspracherecht. Doch der optische Eindruck ist um diese Uhrzeit nebensächlich: Es zählt die Stimme jedes einzelnen, wenn der größte Chor Tuvalus das erste Lied anstimmt. 800 Schüler singen textsicher die Strophen eines christlichen Liedes. „Jede Woche wählt ein anderer Lehrer die Lieder aus, manche auf Tuvaluisch, manche auf Englisch“, flüstert Schulleiterin Talo Asaelu. Anschließend verliest der Lehrer Ankündigungen für die kommenden Tage; Prüfungen am Mittwoch, eine Feier am Freitag. Die Schüler stehen diszipliniert und warten aufmerksam auf ihren nächsten Einsatz. „Tuvalu mo te Atua“ schallt es über die Straße und selbst am Supermarkt zwei Straßenecken weiter lächeln die Frauen, die Fisch verkaufen, über die fröhlich-stolzen Kinderstimmen in der Morgensonne. Auf „Tuvalu für den Allmächtigen“, so der Titel der Nationalhymne, verzichtet montags keine Schule des Landes. „Wir merken, wie gut dies für die Motivation der Kinder ist“, sagt Talo Asaelu und scheucht die Schüler nach den letzten Tönen in die Klassenzimmer.

Groß hängen die Buchstaben an den Wänden. „Wie heißt dieses Rüsseltier?“, fragt die Lehrerin und zwanzig kleine Arme schnellen in die Höhe. Wem dies zu leicht war, muss vor die Tafel treten. Rollenspiele stehen an. „Good morning. What is your father‘s name?“, fragt der sechsjährige Fatiupu sein Gegenüber. Meleane zögert. Hat er jetzt nach Vater, Onkel oder Cousin gefragt? Die Lehrerin zeigt auf den gemalten Stammbaum neben der Tafel, der die Verwandtschaftsgrade genau anzeigt. In einem Land, in dem die Familienbande sehr viel enger sind als in Europa, wollen die richtigen Wörter früh gelernt werden.

Doch nicht immer fällt das Zuhören so leicht wie in dieser Stunde. Nicht selten kommt es vor, dass für ein paar Tage ein „Neuer“ in der Klasse sitzt und von den Kindern gemustert wird. „Das einzige echte Krankenhaus Tuvalus ist schließlich in Funafuti“, klärt die Schulleiterin auf. „Wenn ein Kind auf den äußeren Inseln verletzt oder ernsthaft erkrankt ist, muss es hier her.“ Und in dieser Zeit besuchen die kleinen Patienten die Nauti Schule oder nehmen nach der Genesung am Unterricht teil, bis sie das nächste Schiff wieder nach Hause bringt. Anschluss finden die Besucher schnell, nicht nur zu den anderen Kindern, sondern auch zu Lehrern und Eltern. Etwa eine halbe Stunde vor der Mittagspause sammeln sich täglich etwa vierzig bis sechzig Mütter und einige Väter unter dem schattenspendenden Dach auf

der Pausenwiese. Sie bringen Pulaka-Gerichte mit, Schüsseln mit Reis und Hühnchenfleisch, Popcorn und Bananen. Alle Kinder dürfen zugreifen. „In der Pause und nach der Schule wollen viele Eltern mit den Lehrern sprechen“, sagt Talo Asaelu. „Sie sind sehr daran interessiert, wie ihre Kinder im Unterricht mitmachen, ob sie Fortschritte zeigen oder gestört haben.“ Auch ein Blick auf die Pinnwand in der Klasse hilft da weiter: Auf der Verhaltenstafel werden Störenfriede und Streithähne stets vom Lehrer vermerkt.

Die Eltern wissen, wie wichtig ein guter Schulabschluss sein kann. Die Schulpflicht in Tuvalu beträgt acht Jahre, doch die meisten Schüler setzen den Unterricht anschließend an einer der beiden Secondary Schools fort. Die meisten Eltern möchten ihre Kinder aufs staatliche Internat nach Vaitupu schicken, doch nicht jeder Schüler besteht die Aufnahmeprüfung; außerdem sind die Plätze begrenzt. Darum gründete die Christian Church of Tuvalu im Jahr 2003 eine zweite weiterführende Schule im Norden Funafutis. 200 Schüler besuchen sie inzwischen. Allein in kirchlicher Hand ist sie nicht mehr, 100.000 Dollar Zuschuss gibt es jährlich von der Regierung für Gehälter, Unterrichtsmaterial und Instandhaltungsarbeiten.

Wer die Abschlussprüfung der Primary School auch im zweiten Anlauf nicht besteht, auf den warten die „Technical, Educational and Training-Kurse“, in denen handwerkliches Geschick, Kochkünste und Haushaltsfertigkeiten vermittelt werden. Nicht nur in den zwei Primary Schools in Funafuti ist dies möglich, sondern auch in den acht Schulen auf den äußeren Inseln. „Jeder bekommt eine Chance und jeder hat die Möglichkeit, seine Fähigkeiten bestmöglich zu nutzen“, sagt Fipe Lutelu, Direktorin der Webley Primary School auf dem Niutao Atoll. Wie ihre Kollegin Senilau Kulu von der Kaumaile Primary School auf dem Nanumea-Atoll macht es sie traurig, die meisten ihrer Schützlinge nach acht Jahren nach Vaitupu oder Funafuti fahren zu sehen. Doch nicht wenige Schüler kehren als junge Erwachsene zurück.

Bildung als Chance in einer sich immer schneller ändernden Welt, so sehen es viele Tuvaluer. „Wer auswandern möchte, um im Ausland viel Geld zu verdienen, muss Englisch beherrschen. Daran führt kein Weg vorbei“, sagt Penehuro Hauma, der Direktor der Fetuvalu Secondary School, die der Kirche unterstellt ist. Außerdem existiert nur wenig Literatur in der Landessprache. Darum ist Penehuro wichtig, dass in der ganzen Schule Englisch gesprochen wird, auch auf den Gängen und im Schulhof. „Wenn ich Lehrer erwische, die hier Tuvaluisch reden, müssen sie Strafe zahlen. Mal sehen, ob das Geld am Ende des Schuljahrs für ein kleines Grillfest reicht.“ Wie seine Schulleiterkollegen ist er stolz darauf, dass sich Tuvalu hinsichtlich der Lehrpläne und Prüfungen am englischen System orientiert. Nachdem der Inselstaat 1978 politisch unabhängig wurde, hätten viele nichts von der englischen Kolonialmacht übernehmen wollen, sagt Penehuro. „Das war natür-

lich Blödsinn. Schließlich ist das Schulsystem gut. Zum Glück haben wir es wieder eingeführt."

Wer gut abschneidet, kann es weit bringen. Die verpflichtenden acht Schuljahre sind kostenlos, anschließend müssen die Eltern für jedes Kind jährlich 150 Dollar Gebühren zahlen; eine Menge für ein Land, in dem viele kein regelmäßiges Einkommen haben. Die Regierung zahlt jedoch für die Heimreisen der Schüler in der Ferienzeit.

Neben den Pflichtfächern gibt es Zusatzveranstaltungen, die über das reguläre Unterrichtsangebot hinausgehen. Gesundheitserziehung steht hier seit einigen Jahren ganz weit oben. „Wir laden oft Ärzte oder Krankenschwestern ein, damit sie mit den Schülern über Diabetes und andere Krankheiten reden", sagt Valisi Tovia, die im Bildungsministerium für die Lehrpläne zuständig ist. Auch Aids wird im Aufklärungsunterricht seit einigen Jahren behandelt. Eine heikle Sache, schließlich ist Sex vor der Ehe in Tuvalu tabu. Zwar gibt es in Tuvalu keine Zwangsehen und die meisten heiraten mit Anfang 20 einen Partner ihrer Wahl, doch wird ein Teenager schwanger, muss die Hochzeit schnell organisiert werden – ein uneheliches Kind ist undenkbar.

„Als wir damit anfingen, standen gleich protestierende Eltern vor den Schulen", sagt Valisi Tovia. „Sie sagten: ‚Die Kinder benennen auf einmal zu Hause Dinge, über die wir nie mit ihnen gesprochen haben!' – Dass wir genau deshalb im Unterricht mit ihnen darüber sprechen, davon mussten wir sie überzeugen."

Auch über den Klimawandel diskutieren die Schüler bereits in den ersten Klassenstufen. Schließlich seien die Folgen an vielen Stellen des Landes schon jetzt bemerkbar, sagt die Regierungsmitarbeiterin. „Oft gehen die Lehrer daher mit den Kindern aus den Klassenzimmern, besichtigen Orte, an denen die Strände verschwinden oder an denen bei Springfluten das Wasser aus dem Boden sprudelt." So wachsen die Kinder nicht nur wie seit Jahrtausenden im Bewusstsein auf, unmittelbar vom Meer umgeben zu sein, sondern lernen auch, wie sich ihr Leben auf den Inseln in den kommenden Jahrzehnten ändern könnte.

Teinaieta, Lalouia und Safainga beschäftigen sich derweil lieber mit der Gegenwart und der nahen Zukunft nach den Abschlussprüfungen. Alle drei wissen schon genau, was sie bald studieren wollen: Informatik. „Die Arbeit am Computer macht mir großen Spaß", sagt die 16-jährige Safainga. Ihr älterer Bruder hat aus Fidschi einen Laptop mitgebracht, den auch die Geschwister nutzen dürfen. Ähnlich gut haben es ihre zwei Freunde. Viel Zeit vor dem Bildschirm verbringen sie jedoch nicht. Die wenigsten Häuser haben einen Internetzugang, auch wenn es mittlerweile für viel Geld möglich ist, eine langsame, instabile Verbindung zu bekommen. Lieber gehen die Ju-

gendlichen ab und zu in eines der drei Internetcafés der Hauptstadt, um per Facebook und Skype mit Verwandten und Freunden zu sprechen, die gerade nicht in Tuvalu sind. Doch hier verbringen die meisten nur einen sehr geringen Teil ihrer Freizeit. „Lieber höre ich abends Musik oder verbringe Zeit mit Freunden und Familie“, sagt Safainga. Auch Teinaieta zieht das Miteinander in der sinnlich erfahrbaren Welt dem Chat im Cyberspace vor: „Ich treffe mich gern mit den älteren Gemeindemitgliedern. Von ihnen können wir Jugendlichen vieles lernen.“

Wie familien- und heimatverbunden die jungen Tuvaluer im 21. Jahrhundert sind, beobachtet auch David Manuella seit einigen Jahren. Als Direktor des Tuvalu Campus der University of the South Pacific hat er genau mit den Frauen und Männern zu tun, die vor der Kreuzung im Leben stehen, an der sie ihren eigenen Weg einschlagen können. Doch das Bedürfnis danach haben viele gar nicht, zumindest nicht nach europäischen Gesichtspunkten. Der Wunsch nach einer eigenen Familie in der Nähe der eigenen Eltern und Freunde ist stärker als das Streben nach beruflichen Zielen. „Sehr viele bleiben hier oder kommen wieder zurück nach Tuvalu“, sagt David.

Gehüllt in ein dezent gemustertes Hawaii-Hemd sitzt er in seinem kleinen Büro und wartet auf die neuen Studenten. Er deutet auf die Flaggen einer Werbebroschüre: „Die University of the South Pacific gehört zwölf Ländern im Pazifik. Sie ist überaus international. Aber jedes Land hat seinen eigenen kleinen Campus.“ Drei Bungalow-artige Flachbauten umfasst der Campus, insgesamt etwa 20 mal 20 Meter beträgt die Fläche, im winzigen Innenhof steht neben dem Flaggenmast ein Tisch. Auf einem der sechs Plätze hockt Georgie und schüttelt nur den Kopf. Der Computertechniker wurde von den Fidschiinseln eingeflogen, um ein Problem mit dem Intranet zu beheben. Dienstags kam er an, zwei Tage später sollte er wieder zurück fliegen. Doch im Flugzeug gab es keinen freien Platz. In der Woche drauf versuchte er es erneut – wieder ohne Erfolg. „Die Reparatur hat dreißig Minuten gedauert, dann lief wieder alles. Und jetzt sitze ich hier fest“, klagt Georgie über den unfreiwilligen Urlaub. Zehn Tage sollte es dauern, bis er die Heimreise schließlich antreten konnte.

Die Führungsetage der Universität weiß seine Geduld zu schätzen: Ohne Computer, Intra- und Internet könnten tausende Menschen in Ozeanien nicht studieren. Ob Jura, Umweltwissenschaften, Finanzwesen oder Soziologie – alles was auf dem Hauptcampus in Suva angeboten wird, kann auch in Funafuti studiert werden. „Die Studenten nutzen ihre Laptops oder die Computer in unserer Bibliothek für Video-Konferenzen und können sogar die Vorlesungen in Suva verfolgen – das Internet macht es möglich“, sagt David. Texte und Übungen kommen per E-Mail, mit Skype besuchen die Studierenden die Online-Sprechstunden ihrer Professoren oder diskutieren

per Mikrofon und Kopfhörer mit Kommilitonen – egal ob diese in Kiribati, Samoa, Tonga oder auf den Marshallinseln leben. Nur einen Teil des Studiums müssen die Studenten in Fidschi absolvieren. „Diese Form des Studiums erfordert natürlich eine Menge Disziplin von den jungen Leuten. Aber es funktioniert", sagt Manuella. Die Studentenzahlen in Funafuti steigen, bis um die 300 sind es derzeit, und die University of the South Pacific mit ihren insgesamt 16.000 Studenten besitzt inzwischen auch international einen ausgezeichneten Ruf. Über einen weiteren Ausbau der Studienmöglichkeiten in Tuvalu wird bereits diskutiert, die Möglichkeit, auch die äußeren Inseln ans Netzwerk der University of the South Pacific anzuschließen, wird in Betracht gezogen. „Es gibt schließlich mittlerweile Fax-, Telefon- und sogar Internetverbindungen zu den Inseln", sagt David. „Wenn das alles noch ein bisschen besser wird, kann das gut funktionieren."

12. „Wirtschaft.tv" – Entwicklungshilfe, Internet und Sexhotlines

Bildung stellt in einem ressourcenarmen Land wie Tuvalu ein hohes Gut dar. Selbst Familien, die kaum Einkommen haben, wollen ihren Kindern eine gute Ausbildung ermöglichen. Doch woher kommt das Geld in einem Land, in dessen kalkhaltigem Atoll-Boden weder Gold noch Öl zu finden ist; ein Land, in dem es keinerlei Industrie gibt, in dem so gut wie alles importiert werden muss, vom Mineralwasser bis zu Schuhen und Papier?

Ohne Entwicklungshilfe wäre das Erscheinungsbild der neun Atolle und Inseln Tuvalus ein anderes. Ein Besuch der äußeren Inseln gibt einen Eindruck davon, wie das Leben in der Zeit vor Mitte des 20. Jahrhunderts ausgesehen haben könnte: Die Menschen lebten von dem, was reichhaltig im Meer und umso geringer im Boden vorhanden war. Und im Grunde hat sich daran bis heute nichts geändert, auch wenn inzwischen häufiger zu Reis und tiefgefrorenem Fleisch gegriffen wird oder zu besonderen Anlässen Kaffee statt Kokoswasser gereicht wird.

Welchen Einfluss ausländische Gelder auf Leben und Alltag haben können, zeigt sich am deutlichsten in der Hauptstadt. So unterschiedlich Architektur und Design der Zementhäuser, Holzbungalows und Wellblechhütten auch sein mögen – eins haben sie gemein. Zu jedem Haushalt gehört eine große grüne Regentonne. Wer genau hinschaut, erkennt auf ihnen die von der Sonne gebleichte Europaflagge. Seit aus den zum britischen Kolonialreich gehörenden Ellice Islands am 1. Oktober 1978 die unabhängige Nation Tuvalu hervorging, wird sie vom europäischen Staatenverbund vor allem auf den Gebieten Bildung und Wasserversorgung unterstützt. Im Rahmen des zehnten Europäischen Entwicklungsfonds hat die Europäische Kommissi-

on 4,4 Millionen Euro für ein Wasser-, Müll- und Hygieneprojekt bereitgestellt. So sollen bis Ende 2011 weitere 1.308 Wassertonnen zu den äußeren Inseln geliefert werden, um den zunehmenden Trockenperioden, die sich bis zu acht oder mehr Wochen erstrecken können, entgegenzuwirken.

Flaggenaufdrucke oder Spenderplatten anderer Länder finden sich auch an allen offiziellen Gebäuden und Einrichtungen: Das 2004 eingeweihte dreistöckige Regierungsgebäude, der gewaltigste Bau des Landes, wurde von Taiwan finanziert, das einzige Hotel des Landes von China gebaut, das kleine Flughafenterminal von Australien. Japan stampft derzeit unter Aufsicht zweier japanischer Architekten ein neues Zuhause für das einzige Medium des Landes, einen Radiosender, aus dem Boden – der japanisch-kollektive Frühsport vor Baubeginn um 7 Uhr darf da nicht fehlen. Und auch Hafen, Schulgebäude, geteerte Straßen und das Krankenhaus, in dem jeder Tuvaluer kostenlos behandelt wird, würden ohne Entwicklungshilfe aus Japan, Europa, China, Taiwan, Australien und Neuseeland nicht existieren.

Um Tuvalu nachhaltig mit Geld zu versorgen und dem jungen Staat eine finanzielle Grundlage zu geben, stellten Australien, Neuseeland und das Vereinigte Königreich im Jahr 1987 insgesamt 27,1 Millionen Australische Dollar für einen Staatsfonds, den Tuvalu Trust Fund, bereit. Bis zum Jahr 2000 war sein Volumen – auch mit weiterer Hilfe von Japan und Südkorea – auf 66 Millionen Australische Dollar gewachsen. „Dieser Fonds hat Tuvalu finanzielle Sicherheit gegeben sowie eine zu Beginn nicht für möglich gehaltene Unabhängigkeit“, resümierte Tuvalus Finanzminister Lotoala Metia zum 20-jährigen Bestehen des Tuvalu Trust Fund.

Lachen können die Inselbewohner auch heute noch darüber, dass ihr Land vor elf Jahren zwei Buchstaben für 50 Millionen US-Dollar verkauft hat. Damals sicherte sich der US-amerikanische Internetdienstleister die Rechte an der Top-Level-Domain „.tv“, die aufgrund der Ländercode-Vergabe Tuvalu gehört. Laut Vertrag erhält Tuvalu seitdem bis 2012 pro Vierteljahr eine halbe Million US-Dollar und hält zudem Anteile an der Firma, die die tv-Endung weiterhin weltweit an Fernsehanstalten verkauft.

Eher für Unruhe sorgte hingegen das Geschäft mit Tuvalus Länder-Telefonvorwahl 688. Nachdem Funafuti mit Hilfe Australiens Mitte der 90er-Jahre per Satellit ans Telefonnetz angeschlossen wurde, überließ die Regierung überschüssige 688-Nummern einer Firma in Hongkong für mehr als eine Million US-Dollar pro Jahr. Doch dann tauchten plötzlich Werbeanzeigen für Sexhotlines in englischen und japanischen Porno-Magazinen auf – mit Tuvalus Ländercode. Die Empörung war groß in dem Land, in dem über Sex kaum gesprochen wird, nur zwischen verheirateten Paaren erlaubt ist, und in dem die Einführung von Aufklärungsunterricht für protestierende El-

tern sorgte. Der Regierung waren sozialer Frieden und moralische Integrität wichtiger als wirtschaftlicher Erfolg – und sie löste den Vertrag mit der Firma in Hongkong schnell wieder auf.

Gern gesehen ist hingegen seit der Unabhängigkeit das nicht unerhebliche Geschäft mit Briefmarken. Bis zu fünf Mitarbeiterinnen kümmern sich täglich im Philatec Bureau darum, dass Briefmarkensammler in aller Welt mit den begehrten Marken versorgt werden. Gedruckt werden sie in England, bevor sie um die halbe Welt geschickt werden. Lange liegen sie danach nicht in Funafuti. Denn die meisten Anfragen nach Marken mit Fisch-, Vögel- und Krabbenmotiven kommen aus England. „Dann schicken wir die Briefmarken eben wieder den ganzen Weg zurück“, sagt eine der Frauen und zuckt mit den Schultern.

Wie sehr Tuvalu trotz aller Bemühungen, auf eigenen Beinen zu stehen, noch von Entwicklungshilfe abhängig ist, zeigt eine aktuelle Studie des neuseeländischen Professors John Overton und der Entwicklungsberaterin Nicki Wrighton. Gelder aus den Entwicklungshilfetöpfen anderer Staaten oder Staatenverbände machten laut ihrer Studien auch in den vergangenen Jahren immer zwischen 30 und 60 Prozent des Bruttoinlandsproduktes aus. Die Kombination aus diesem hohen Beitrag und Tuvalus geringer Größe bedeuten, so schreiben Wrighton und Overton, dass Tuvalu durchaus von der großen Zahl internationaler Partner zu beeinflussen sei. Auch dass die Regierung von diesem Geld abhängig sei, machen sie demnach „besonders verwundbar gegenüber internationalem Druck“ – trotz der juristischen Unabhängigkeit. Etwa dreißig multilaterale Banken und Hilfsorganisationen der Vereinten Nationen seien derzeit in Tuvalu involviert, was für ein Land mit gut 10.000 Einwohnern und einem entsprechend kleinen Regierungsapparat einen enormen Verwaltungsaufwand darstelle.

So ist auch die Regierung der größte Arbeitgeber Tuvalus. Die Zahl anderer Verdienstmöglichkeiten im Land ist äußerst gering; die wenigen Lokale sind Familienbetriebe, wie auch die meisten Lebensmittelgeschäfte oder das beliebteste Internetcafé „Coconut Wireless“. Doch wo wird das Geld verdient, mit dem Familien Häuser bauen und die höhere Schulausbildung der Kinder bezahlen? Die Antwort ist im wahrsten Wortsinn naheliegend: auf hoher See.

14. Die Seemänner von Amatuku

Als das deutsche Containerschiff „Hansa Stavanger“ im April 2009 vor der somalischen Küste von Piraten geentert und entführt wurde, gerieten alle Besatzungsmitglieder in Gefangenschaft. Die Medien berichteten oft

vom deutschen Kapitän und vier deutschen Offizieren. Zwölf der vierundzwanzig Seeleute an Bord der „Hansa Stavanger“ waren Tuvaluer.

Abgesehen von Englisch wurde auf dem Schiff zumeist Tuvaluisch gesprochen; von den anderen Besatzungsmitgliedern kamen laut Medienberichten drei aus Russland, zwei aus der Ukraine und zwei von den Philippinen. Die Tuvaluer bildeten eine deutliche Mehrheit. Vier Monate lang waren Schiff und Besatzung in der Hand der Piraten, eine geplante Befreiungsaktion der Antiterroreinheit GSG 9 wurde kurz vorher abgebrochen. Erst gegen eine Lösegeldzahlung von 2,7 Millionen US-Dollar verließen die Piraten das Schiff, das Waren im Wert von mehreren Millionen Euro geladen haben sollte.

Die Geschichte von den Tuvaluern in Piraten-Gefangenschaft in Afrika kennt jeder auf der winzigen Insel Amatuku. Hier, etwa dreißig Bootsminuten von der Hauptinsel entfernt, werden diejenigen ausgebildet, die in der tuvaluischen Gesellschaft das höchste Ansehen genießen, weit vor Sportlern, Politikern oder Unternehmern. Es ist die Insel derjenigen, die Seemann werden wollen.

Troy ist einer von ihnen. Der Neunzehnjährige in Uniform steht in der Mittagshitze unter einem Schatten spendenden Dach des Tuvalu Maritime Training Institute und blickt mit zusammengekniffenen Augen auf die Lagune. Windrichtung, Wellengang und Wolkenformation kontrolliert er genau und notiert die Beobachtungen in das Buch auf dem Tisch vor ihm. Sitzen darf er nicht. Bis seine Schicht zu Ende ist, behält er vor allem die Uhr genau im Blick. Zu jeder halben und vollen Stunde läutet er die Glocke. Neben ihm an der Wand hängen Blätter mit den Regeln für den Wachdienst: Rauchen – verboten, Geschichten erzählen – verboten, Getränke auf den Tisch stellen – verboten! „Disziplin ist hier sehr wichtig“, sagt Troy, „aber das ist in Ordnung. Ich möchte schließlich ein guter Seefahrer werden. Und auf einem deutschen Schiff arbeiten.“

Mehr als 500 Seefahrer aus Tuvalu sind im Moment auf deutschen Schiffen auf den Weltmeeren unterwegs. Sie schwitzen im Maschinenraum, schneiden Kartoffeln in der Kombüse, sichern die Ladung und schrubben das Deck. Sie arbeiten zwischen sechs und zwölf Monaten auf Containerschiffen und Tankern, so lange laufen die meisten Verträge. Etwa 500 weitere Seemänner verbringen einige Monate in der Heimat, bevor es wieder losgeht. Insgesamt ist es fast die Hälfte der männlichen Bevölkerung zwischen zwanzig und vierzig Jahren, die auf See ist.

„Die Seefahrer sind enorm wichtig für Tuvalu“, sagt Captain John Hensford. „Jedes Jahr schicken sie insgesamt etwa 5 Millionen Australische Dollar in ihre Heimat.“ Das ist etwa ein Viertel des Bruttoinlandsprodukts Tuvalus. Hensford leitet in Funafuti zusammen mit Eti Esela die Alpha Pacific

Navigation Company, eine Tochtergesellschaft der Hamburger Ahrenkiel-Gruppe, die Seefahrer an die Reederei vermittelt. Fast alle Seefahrer aus Tuvalu sind auf Schiffen der beiden deutschen Reedereien Ahrenkiel und Hamburg Süd im Einsatz. Etwa 300 US-Dollar monatlich verdient ein Seefahrer aus Tuvalu im ersten Jahr. Ältere und erfahrene Seeleute können mit bis zu 1.200 US-Dollar rechnen. „Die Jungs schicken einen Großteil der Heuer zu ihren Familien. Manche sogar alles", sagt Esela. Für viele Familien ist es der einzige Weg, an Geld zu kommen. Bis zu zwanzig Personen profitieren vom Lohn eines Seefahrers; auch wenn das Geld angesichts der im Vergleich mit Deutschland mehr als doppelt so hohen Preise für Lebensmittel nicht viel ist. Doch die Seefahrer ermöglichen ihren Kindern, Eltern und Cousins, was ohne sie nicht möglich wäre: das Universitätsstudium in Fidschi, den Bau eines Steinhauses, die Anschaffung eines Motorrollers oder Kühlschranks; oder die Grundlage, selbst ein Geschäft zu eröffnen, Güter zu importieren und weiter zu verkaufen. Daher gibt es nur wenige junge Tuvaluer, die nicht den Weg zur Seefahrerschule auf Amatuku suchen. Inzwischen müssen jedes Jahr Bewerber zurückgewiesen werden.

Der Tagesablauf ist minutiös geregelt. Punkt acht Uhr wird zum Morgenappell gerufen. In marineblauen Hemden und Hosen und mit weißer Mütze stellen sich die Schüler auf. Die hellblaue Flagge wird hochgezogen, der Union Jack und daneben die neun gelben, die neun Atolle symbolisierenden Sterne wehen im Wind. Ein Gebet wird gesprochen. Dann schreiten zwei Offiziere die Reihen ab, kontrollieren Frisuren und Fingernägel. Anschließend geht es in die Klassenräume oder in die Werkstatt. Eine Klasse schwimmt zum Rettungsboot in der Lagune, um für den Ernstfall zu proben. „Wer zu viele Fehler macht, in Prüfungen schlecht abschneidet oder die Regeln missachtet wird bestraft", sagt Troy. Wie sehen die Strafen aus? „Insel-Arrest", sagt der angehende Seemann und zieht seine Mütze gerade. Auf Amatuku gibt es nichts außer der Schule; nur am Wochenende dürfen die Schüler auf das Boot nach Funafuti, Familien und Freundinnen besuchen, mit dem Roller über die Flugpiste düsen und sich anschließend eine Dose Fiji Export oder Salomon Brew an der Sunset Bar gönnen. Wer auf Amatuku bleiben muss, sieht zu, dass dies am kommenden Wochenende nicht wieder passiert.

„Die Jungs müssen Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit lernen; auch wenn hier in Tuvalu immer die Sonne scheint und Hängematten zwischen den Palmen locken", sagt Eti Esela. „Bald sind sie vielleicht im Winter auf Schiffen in der Nordsee unterwegs. Da geht es auch nicht um Spaß und Vergnügen." Die Neulinge verinnerlichen dies schnell. Der Wunsch, einen Vertrag bei Hamburg Süd oder der Ahrenkiel-Gruppe zu bekommen, ist groß. „Wir wollen die Welt sehen, Länder außerhalb unserer Inseln kennenlernen

– und Geld für unsere Familien und unsere eigene Zukunft verdienen“, sagen die Schüler.

„Doch das Leben auf See ist auch hart und voller Entbehrungen“, sagt der 31-jährige Uelese. Der höfliche Mann mit der barbusigen Frau auf dem Unterarm weiß wovon er spricht. Zehn Jahre lang ist er auf deutschen Schiffen um den Globus gefahren. Sein Seefahrtbuch beweist, dass es kaum einen Hafen gibt, den er nicht gesehen hat. Seit wenigen Wochen ist er zurück in Funafuti – und will diesmal länger bleiben als nur ein paar Wochen. Die Trennung von der Familie sei das schwierigste im Seefahrerleben, sagt er. Viele Ehen zerbrechen, Väter sehen ihre Kinder nicht aufwachsen. Das Leben auf den Schiffen als Teil einer bunt zusammengewürfelten Besatzung, mit einem oftmals „vier Stunden Schlafen, vier Stunden Arbeiten-Rhythmus“ bei jedem Wetter ist kräftezehrend.

Uelese wohnt jetzt bei seiner Tante und den Nichten. Mit einem Freund hat er ein Lokal eröffnet. „Auf den deutschen Schiffen gab es oft Eintopf, ein köstliches Essen. Das möchte ich hier auch gern anbieten.“ Doch es fehlen die Zutaten; Speck, Zwiebeln und Kartoffeln sind nicht erhältlich oder viel zu teuer. Darum besteht die Speisekarte bisher aus genau einem Gericht: frittiertes Hähnchen mit Pommes frites. Mittags und abends kehren Polizisten, Minister und Entwicklungshelfer bei ihm ein und bewundern beim Warten aufs Essen Ueleses Kunstwerke. Wenn er nicht in der Küche steht, zeichnet er religiöse Bilder oder druckt Muscheln und Fische auf farbenfrohe Wickelröcke, die traditionelle Kleidung für Mann und Frau. „Das Leben hier macht mich gerade glücklich“, sagt Uelese. „Aber vielleicht zieht es mich in ein, zwei Jahren doch wieder auf See.“

Seit mehr als vierzig Jahren arbeiten Tuvaluer nun schon auf deutschen Schiffen. Die ersten Kontakte entstanden, als in den 60er und 70er Jahren viele Tuvaluer für die British Phosphat Company in Minen im heutigen Kiribati arbeiteten. Damals fuhren auch Schiffe der deutschen Columbus Line, einem Vorläufer von Hamburg Süd, durch die Südsee. Einige Tuvaluer heuerten an und verdienten Geld auf See. Seitdem wissen deutsche Reeder die Seefahrer Tuvalus zu schätzen. 1967 errichteten Leonhardt & Blumberg, Hamburg Süd und die Reederei Nord eine Seefahrerschule im heutigen Kiribati; kurz nach der Unabhängigkeit Tuvalus 1978 eröffnete die Marineschule in Tuvalu. „Wenn man sich vor Augen führt, wie wichtig diese Männer für das Land sind, kann man schon sagen: Dieser kleine Staat ist abhängig von den deutschen Reedereien“, sagt Captain John Hensford. Die Interessen der Matrosen vertritt die einzige Gewerkschaft Tuvalus, die Overseas Seamen’s Union. Sie gehört zur Internationalen-Transportarbeiter-Föderation und wird in Deutschland auch von Verdi vertreten.

So klein Tuvalu auch ist, so abgelegen es auch liegt – aufgrund der Arbeit auf internationalen Schiffen ist die Wirtschafts- und Finanzkrise der vergangenen Jahre nicht spurlos am Inselstaat vorbeigegangen. Die Zahl der angeheuerten Seefahrer war rückläufig, plötzlich fehlte Geld, Bauarbeiten in Funafuti mussten ruhen, Material konnte nicht bezahlt werden. Auch der Konkurrenzdruck auf dem globalen Seefahrermarkt werde immer größer, sagen die Leiter der Alpha Pacific Navigation Gesellschaft. Die Reeder überlegen es sich immer genauer, ob es sich lohnt, die hohen Flugkosten zu zahlen, um Tuvaluer nach Rotterdam, Hamburg oder Bremerhaven zu holen; während Seefahrer aus Kroatien, Russland und Rumänien ebenfalls bereit stehen.

Noch haben die Tuvaluer einen guten Ruf, Verträge werden verlängert, neue ausgestellt. „Doch wir müssen achtgeben, dass wir den Anschluss nicht verpassen“, sagt Eti Esela, dessen Alter unbekannt ist. Seinen Erlebnissen nach zu urteilen müsste er mindestens siebzig sein, doch er ist vital und tanzfreudig wie ein Dreißigjähriger. Vermutlich liegt sein wahres Alter genau in der Mitte. Kaum einer kennt die Geschichte der tuvaluischen Seefahrer so gut wie er. Seit seiner Jugend ist er Seemann, an Bord von Frachtschiffen fuhr er jahrelang um die Welt, erkundete beim Landgang Seoul und Kapstadt ebenso wie Sankt Petersburg und Panama. Anschließend unterrichtete er selbst junge Männer am Maritime Training Institute. Doch wenn er heute über das Gelände spaziert und die Trainingsanlagen inspiziert, sorgt er sich um die Zukunft der Seefahrernation Tuvalu. „Die Jungs lernen hier zum Teil an wirklich alten Maschinen, die es so kaum noch gibt. Wir müssen dringend modernisieren – und dann können die Seefahrer weiter die Familien ernähren und für unser Land sorgen. Naja, es wird schon klappen.“

15. Gelassen trotz vieler Probleme

Die Sirene schreckt nur wenige Leute auf. Wer sie hört, lässt die Arbeit liegen und macht sich auf den Weg. Brennt’s irgendwo? „Nein, ein Feuer gibt’s fast nie“, sagt Lasalo von nebenan und grinst. „Heute ist doch Donnerstag: plane-day.“ Eine halbe Stunde bevor das Propellerflugzeug zur Landung ansetzt, saust eins der zwei Feuerwehrautos Funafutis den Weg neben der Landebahn auf und ab. Hunde und ausgebüxte Schweine werden von der Piste getrieben, die Bewohner der Häuser passen auf, dass die Kinder den Fußball nicht zu weit schießen. Während sich die Air-Pacific-Maschine nähert, füllt sich das zu allen Seiten offene Parlament Tuvalus neben dem Terminal mit Schaulustigen. Die „plane-days“, dienstags und donnerstags, sind das Großereignis der Woche. Die Menschen lachen, wünschen abreisenden

Seefahrern und Studenten alles Gute, hängen ihren Liebsten Muschelketten um den Hals – damit sie gesund und froh zurückkehren auf den schmalen Landstreifen im Stillen Ozean.

Die Stimmung ist wie so oft entspannt und fröhlich; keine Spur von Untergangssorgen weit und breit. „Natürlich, wir leiden darunter, dass das wenige Grundwasser versalzen und nicht mehr trinkbar ist; dass weniger Fische in der Lagune sind, die immer wärmer wird; und dass die Strände immer schmaler werden“, sagt Umweltminister Mataio Tekinene Mataio, der auf Partner aus dem Ausland wartet. „Doch wir sind zuversichtlich und arbeiten ständig an Lösungen. Aber auf Unterstützung und internationale Hilfe sind wir dabei sehr angewiesen.“

Der Meeresspiegel mag ansteigen oder nicht, die Geschichte vom zweiten Atlantis wahr sein oder falsch, Evakuierungsverhandlungen mit Australien und Neuseeland immer noch auf Eis liegen – gewiss ist, dass Tuvalu mit Naturgewalten und Folgen des Klimawandels so stark zu kämpfen hat wie kaum ein anderes Land der Welt. Trockenperioden, Wirbelstürme und Springfluten bedrohen die leicht verwundbaren Inseln immer mehr, die Jahrhunderte alte Ernährungsgrundlage aus Fisch und Pulaka droht wegzubrechen.

Am meisten jedoch beunruhigen die Einwohner Funafutis die Probleme, die eine wachsende Stadt mit sich bringt. Das Wort Überbevölkerung mag angesichts der bald 5.000 Bewohner deplatziert wirken, doch hinsichtlich der unmöglichen Ausdehnung trifft es zu. Die wachsenden Müllberge machen den Menschen zu schaffen, die Richter schlichten immer häufiger Streitereien um Landbesitz, und die Inselältesten blicken argwöhnisch auf die Männer, die sich abends mit importiertem Schnaps betrinken und danach manchmal die Fäuste sprechen lassen. Sieben Männer sitzen derzeit in Tuvalus Gefängnis. Zaun oder Mauer gibt es nicht; die Tür des Flachbaus steht meist offen, die Insassen sitzen davor auf der Wiese oder liegen in der Hängematte mit Blick aufs Meer. „Weglaufen kann hier eh keiner“, sagt einer, der eine dreimonatige Haftstrafe absitzt. Angeblich hat er einen MP3-Player gestohlen. Alle in Funafuti wissen davon. Würde er das Gefängnis verlassen, wüsste es ebenfalls innerhalb einer Stunde die halbe Insel. Dann würde er vielleicht wirklich eingesperrt. Also beobachtet er das Treiben am Flughafen lieber aus zweihundert Meter Entfernung.

Bald, wenn das Flugzeug abhebt, werden wieder hunderte Fußballer, Rugby- und Volleyballspieler die geteerte Fläche als Trainingsplatz nutzen; und wenn die Nacht hereinbricht, werden wieder einige ihre Matratzen auf die Landebahn tragen, um dort zu schlafen, wo eine kühlende Brise vom Meer herüber weht.

Auch Teuini Malosi steht am Flughafen und empfängt lang erwartete Freunde und Verwandte. Sie sind froh, dass er noch nicht wieder auf See

ist. Nichts in Tuvalu ist stärker als der Zusammenhalt der Familie, nichts ist größer als deren Verlust. „Egal was die Zukunft bringen wird“, sagt der Seemann, „Gott wird uns schon beschützen. Wir sind hier auf unserer Insel glückliche Menschen, wir jammern nicht, sondern freuen uns und lachen lieber.“ Dann ist es Zeit für den Abschied, die Abreisenden zücken ihre Bordkarten. Die Kennung für den Flughafen in Funafuti lautet: Fun.